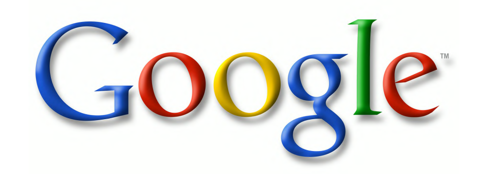


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

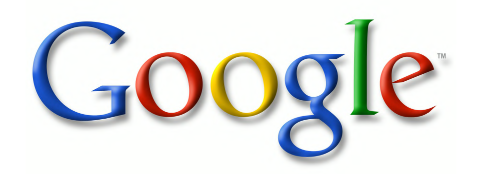
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 928,247

HUGO
VON
HOFMANNSTHAL

DIE · FRAU · IM · FENSTER

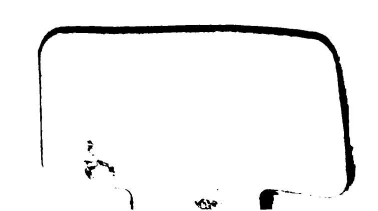
DIE · HOCHZEIT · DER · SOBEIDE

DER · ABENTEURER · UND
DIE · SÄNGERIN





THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817



THEATER IN VERSEN

THEATER IN VERSEN

VON

HUGO VON HOFMANNSTHAL

DIE FRAU IM FENSTER

DIE HOCHZEIT DER SOBEIDE

DER ABENTEURER UND DIE SÄNGERIN

ZWEITE AUFLAGE

BERLIN
S. FISCHER, VERLAG
1899.

838
H7126
1899

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung vorbehalten.

GR
Gift
(11-12-58)
5-11-93

DIE FRAU IM FENSTER

La demente: „Conosci la storia di Madonna Dianora?"
Il medico: „Vagamente. Non ricordo più" . . .

Sogno d'un mattino di primavera.

PERSONEN

Messer Braccio.

Madonna Dianora.

Die Amme.

Die Gartenseite eines ernsten lombardischen Palastes. Rechts die Wand des Hauses, welche einen stumpfen Winkel mit der den Hintergrund bildenden mässig hohen Gartenmauer umschliesst. Das Haus besteht bis zur anderthalbfachen Manneshöhe aus unbehauenen Quadern. Dann kommt ein kahler Streif, dann ein Marmorsims, der sich unter jedem Fenster zu einer Medaille mit dem halberhabenen Gesicht eines ruhigen Löwen erweitert. Man sieht zwei Fenster, jedes hat einen kleinen eckigen Balkon, dessen Steingeländer nach vorne Spalten hat, so dass man die Füsse der Menschen sieht, die in diesen Erkern stehen. In beiden Fenstern ist ein Vorhang gegen das dahinterliegende Zimmer. Der Garten ist nur ein Rasenplatz mit ungeordneten Obstbäumen. Die Ecke zwischen Mauer und Haus ist mit dunklem Buxgesträuch angefüllt. Die linke Seite der Bühne bildet eine dichte Weinlaube, von Kastanienbäumen getragen; man sieht nur ihren Eingang, sie verläuft schief nach links rückwärts. Auch gegen den Zuschauer hin ist der Garten verlaufend zu denken. Hinter der rückwärtigen Mauer befindet sich (für den Zuschauer auf der Galerie) ein schmaler Weg, dahinter die Mauer des Nachbargartens, der zu keinem Haus zu gehören scheint. Und im Nachbargarten und weiter rückwärts, so weit man sieht, nichts als die Wipfel unregelmässig stehender Obstbäume, angefüllt mit Abendsonne.

Madonna Dianora.

Am rückwärtigen Fenster.

Ein Winzer ist's und noch der letzte nicht,
noch nicht der letzte, der vom Hügel steigt!
Da sind noch ihrer drei und da, und dort . .

So hast du denn kein Ende, heller Tag?
Wie hab ich dir die Stunden aus den Händen
gewunden, aus den halbgeöffneten,
und sie zerbröckelt und die kleinen Stücke
hineingeworfen in ein treibend Wasser,
wie ich jetzt mit zerrissnen Blüthen thu'.
Wie hab ich diesen Morgen fortgeschmeichelt!
Ein jedes Armband, jedes Ohrgehäng
nun eingehängt, nun wieder abgelegt,
und wiederum genommen, aber dann
doch wieder abgelegt und ganz vertauscht.
Und einen schweren Schwall von klarem Wasser
im Bade durch mein Haar und langsam dann,
ganz langsam ausgewunden und dann langsam
mit stillen steten Schritten auf und ab
den schmalen Mauerweg dort in der Sonne:
doch war's noch immer feucht: es ist so dicht.
Dann suchte ich im Laubengang nach Nestern
mit jungen Meisen: leiser als ein Lufthauch
bog ich die schwanken Reben auseinander
und sass im bebenden Gebüsch und fühlte
auf meinen Wangen, auf den Händen wandern,
unsäglich langsam wandern mit den Stunden
die kleinen Flecken von erwärmtem Licht,
und schloss die Augen halb und konnt' es fast
für Lippen nehmen, die so wanderten.
Doch kommen Stunden, wo all der Betrug
nichts fruchtet, wo ich nichts ertragen kann,
als in der Luft dem Rudern wilder Gänse
mit hartem Blick zu folgen oder mich
zu beugen auf ein wildes schnelles Wasser,
das meinen schwachen Schatten mit sich reisst.
Geduldig will ich sein, ich bin es ja:

Madonna! einen hohen steilen Berg
will ich hinaufgehn und bei jedem Schritt
mich niederknieen und den ganzen Berg
abmessen hier mit dieser Perlenschnur,
wenn dieser Tag nur schnell hinuntergeht!
Denn er ist gar zu lang, ich mess' ihn schon
mit tausendfachen kleinen Ketten ab;
nun red' ich wie im Fieber vor mich hin,
nur statt die Blätter wo am Baum zu zählen
und bin schon wieder viel zu früh zu End! . . .
Ja, da! Der Alte ruft den Hund herein!
So liegt sein kleiner Garten schon im Schatten:
er fürchtet sich und sperrt sich ein, allein!
Für ihn ist jetzt schon Nacht, doch freut's ihn nicht.
Nun gehen auch die Mädchen nach dem Brunnen:
von jeder kenn' ich jetzt schon ganz die Weise,
wie sie den Träger mit den leeren Eimern
abnimmt. — Die letzte ist die hübscheste. . . .
Was thut der Mensch, ein fremder Mensch, am Kreuzweg?
Der geht wohl heut noch weit; er hebt den Fuss
auf einen Stein und nimmt die Tücher ab,
in die der Fuss gewickelt ist, ein Leben!
Ja, zieh Dir aus der Sohle nur den Dorn,
denn Du musst eilen, eilen müssen alle;
hinunter muss der fieberhafte Tag,
und dieser Flammenschein von unsern Wangen.
O was uns stört und was uns lastet, fort!
Fort wirf den Dorn, ins Feld, wo in den Brunnen
das Wasser bebt und Büschel grosser Blumen
der Nacht entgegenglühn; ich streif die Ringe
von meiner Hand, und die entblössten Finger
sind froh wie nackte Kinder, die des Abends

zum Bach hinunter dürfen, um zu baden. —
Nun gehen sie vom Brunnen, nur die letzte
verweilt sich noch. . . . Wie schönes Haar sie hat;
allein was weiss sie, was sie daran hat!
Sie ist wohl eitel drauf, doch Eitelkeit
ist nur ein armes Spiel der leeren Jahre:
Einmal, wenn sie hinkommt, wo ich jetzt bin,
wird sie's liebhaben, wird es über sich
hinfallen fühlen, wie ein Saitenspiel
mit leisem Flüstern und dem Nachgefühl
geliebter Finger fiebernd angefüllt.

Sie löst ihr Haar auf und lässt es links und rechts nach vorne fallen.

Was wollt ihr hier bei mir? Hinab mit euch!
Ihr dürft entgegen! Wenn es dunkel ist
und seine Hand sich an der Leiter hält,
wird sie auf einmal statt der leeren Luft
und kühler fester Blätter hier vom Bux
euch spüren, leiser als den leichten Regen,
der abends fällt aus dünnen goldnen Wolken.

Lässt das Haar über die Brüstung hinabfallen.

Seid ihr so lang und reicht doch nicht ein Drittel
des Weges, rührt mit euren Spitzen kaum
dem Löwen an die kalten Marmornüstern!

Sie lacht, hebt sich wieder.

Ah! eine Spinne! Nein, ich schleudre dich
nicht weg, ich leg die Hand nun wieder still
hier aufs Geländer und du findest weiter
den Weg, den du so eifrig laufen willst.
Wie sehr bin ich verwandelt, wie verzaubert!
Sonst hätt' ich nicht die Frucht berührt im Korb,

wär nur am Rand des Korbes dies gelaufen:
nun nimmst du deinen Weg auf meiner Hand
und mich in meiner Trunkenheit erfreut's.
Ich könnte gehn am schmalen Rand der Mauer
und würd' so wenig schwindlich als im Garten.
Fiel ich ins Wasser, mir wär wohl darin:
mit weichen kühlen Armen fing's mich auf
und zwischen schönen Lauben glitt' ich hin
mit halbem Licht und dunkelblauem Boden
und spielte mit den wunderlichen Thieren,
goldflossig und mit dumpfen guten Augen.
Ja, müsst ich meine Tage eingesperrt
in einem halbverfallenen Gemäuer
im dicken Wald verbringen, wär mir doch
die Seele nicht beengt, es kämen da
des Waldes Thiere, viele kleine Vögel
und kleine Wiesel rührten mit der Schnauze
und mit den Wimpern ihrer klugen Augen
die Zehen meiner nackten Füsse an,
indessen ich im Moos die Beeren ässe!
. . . Was raschelt dort? Der Igel ist's, der Igel
vom ersten Abend! Bist du wieder da,
trittst aus dem Dunkel, gehst auf deine Jagd?
Ja! Igel, käm nur auch mein Jäger bald!

Aufschauend.

Nun sind die Schatten fort, die Schatten alle:
die von den Pinien, die von den Mauern,
die von den kleinen Häusern dort am Hügel,
die grossen von den Weingerüsten, der
vom Feigenbaum am Kreuzweg, alle fort,
wie aufgesogen von der stillen Erde!
Nun ist es wirklich Nacht, nun stellen sie

die Lampe auf den Tisch, nun drängen sich
im Pferch die Schafe fest aneinander,
und in den dunklen Ecken der Gerüste,
wo sich die dichten Weingewinde treffen,
da hocken Kobolde mit einem Leib
wie hübsche Kinder, doch boshaften Seelen,
und auf den Hügeln treten aus der Lichtung
vom Wald die guten Heiligen heraus
und schauen hin, wo ihre Kirchen stehen
und freu'n sich an den vielen Kapellen.
Nun süsses Spielzeug darfst du auch heraus,
feiner als Spinnweb, fester als ein Panzer!

Sie befestigt ein Ende der seidenen Strickleiter an einem Eisenhaken innen am Boden des Balkons.

Nun thu ich so als wär es höchste Zeit
und lasse dich hinab in meinen Brunnen,
mir einen schönen Eimer aufzuziehn!

Sie zieht die Strickleiter wieder herauf.

Nun ist es Nacht: und kann so lange noch,
so endlos lang noch dauern, bis er kommt!

Ringt die Finger.

Kann!

Mit leuchtenden Augen.

Aber muss nicht! aber freilich kann . . .

Sie macht in ihre Haare einen Knoten. Währenddem ist die Amme an das vordere Fenster getreten und giesst die rothen Blumen, die dort stehen.

Dianora.

Sehr heftig erschreckend.

Wer ist da, wer? ach Amme, Du bist es!

So spät hab ich Dich hier noch nie gesehen . . .
Ist denn etwas geschehen? . . .

Amme.

Nichts, gnädige Frau!
Siehst Du denn nicht, ich habe meine Blumen
vergessen zu begiessen, und am Weg
vom Segen heim fällts mir auf einmal ein
und da bin ich noch schnell heraufgegangen.

Dianora.

So giess nur Deine Blumen. Aber, Amme,
wie sonderbar Du aussiehst! Deine Wangen
sind roth und Deine Augen glänzen so . . .

Amme.

Giebt keine Antwort.

Dianora.

Sag, predigt immer noch der Bruder, der . . .

Amme.

Kurz.

Ja, gnädige Frau.

Dianora.

Aus Spanien ist er, sag?

Amme.

Giebt keine Antwort. Pause.

Dianora.

Verfolgt ihren eigenen Gedankengang.

Sag, Amme, wie war ich als Kind?

Amme.

Stolz, gnädige Frau, ein stolzes Kind, nichts als stolz.

Dianora.

Sehr leise.

Wie sonderbar, und Demuth ist so süss . . .
. . . . Wie?

Amme.

Ich habe nichts gesagt, gnädige Frau . . .

Dianora.

Ach so. Sag, mit wem hat er Aehnlichkeit, der spanische Geistliche?

Amme.

Er ist anders als die anderen Leute.

Dianora.

Nein, nur so im Aussehen . . . Mit meinem Mann, mit dem gnädigen Herrn?

Amme.

Nein, gnädige Frau.

Dianora.

Mit meinem Schwager?

Amme.

Nein.

Dianora.

Mit Ser Antonio Melzi?

Amme.

Nein.

Dianora.

Messer Galeazzo Suardi?

Amme.

Nein.

Dianora.

Messer Palla degli Albizzi?

Amme.

Mit diesem hat die Stimme ein wenig Aehnlichkeit. Ja, ich hab' gestern zu meinem Sohn gesagt, die Stimme erinnert ein bischen an Messer Palla's Stimme.

Dianora.

Die Stimme . . .

Amme.

Aber die Augen erinnern ein wenig an Messer Guido Schio, den Neffen unseres gnädigen Herrn.

Dianora.

Schweigt.

Amme.

Er ist mir gestern auf der Stiege begegnet. Er ist stehn geblieben.

Dianora.

Auffahrend.

Messer Palla?

Amme.

Nein, unser gnädiger Herr. Er befahl mir, ihm

von der Wundsalbe zu machen, die aufgebraucht ist. Seine Wunde ist noch immer nicht ganz geheilt.

Dianora.

Ach ja, der Biss vom Pferd. Hat er sie Dir gezeigt?

Amme.

Ja, am Rücken der Hand ist es zugeheilt, innen aber ist ein kleiner dunkler Fleck, so sonderbar, wie ich ihn nie bei einer Wunde gesehen habe . . .

Dianora.

Von welchem Pferd er das nur hat?

Amme.

Von dem schönen grossen Rothschimmel, gnädige Frau.

Dianora.

Ja, ja, ich entsinn' mich schon. Es war an dem Tag wo Francesco Chieregati's Hochzeit war.

Sie fängt hell zu lachen an.

Amme.

Sieht sie an.

Dianora.

Ich hab' an etwas anders denken müssen. Er erzählte es dann bei Tisch, er trug die Hand in einem Tuch. Wie war es nur eigentlich?

Amme.

Was, gnädige Frau?

Dianora.

Das mit dem Pferd.

Amme.

Weisst Du es nicht, gnädige Frau?

Dianora.

Er erzählte es bei Tisch. Ich konnte es aber nicht hören. Messer Palla degli Albizzi sass neben mir und war so lustig und alle lachten und ich konnte es nicht gut hören, was mein Mann erzählte.

Amme.

Wie der gnädige Herr in den Stand getreten ist, hat der Rothschimmel die Ohren zurückgelegt, geknirscht und auf einmal nach der Hand geschnappt.

Dianora.

Und dann?

Amme.

Dann hat ihn der Herr mit der Faust hinter die Ohren geschlagen, dass das grosse starke Pferd getaumelt hat wie ein junger Hund.

Dianora.

Schweigt, sieht verträumt vor sich hin.

Amme.

O er ist stark, unser Herr. Er ist der stärkste Herr vom ganzen Adel ringsum und der klügste.

Dianora.

Nicht wahr? Erst aufmerkend. Wer?

Amme.

Unser Herr.

Dianora.

Ach, unser Herr. Lächelt.

Pause.

— — Und seine Stimme ist so schön und deswegen hören ihm alle so gern zu, in der grossen halbdunklen Kirche.

Amme.

Wem, gnädige Frau?

Dianora.

Dem spanischen Ordensbruder, wem denn?

Amme.

Nein, gnädige Frau, es ist nicht wegen der Stimme, dass man ihm zuhört.

Dianora.

Giebt schon wieder nicht Acht.

Amme.

Gnädige Frau . . . .

Gnädige Frau, ist das wahr, was sich die Leute erzählen, das von dem Gesandten?

Dianora.

Von welchem Gesandten?

Amme.

Von dem Gesandten, den die Leute von Como an unsern Herrn geschickt haben.

Dianora.

Was erzählen denn die Leute?

Amme.

Ein Schafhirt, sagen sie, hat's gesehen.

Dianora.

Was hat er denn gesehen?

Amme.

Unser Herr war zornig über den Gesandten und hat den Brief nicht nehmen wollen, den ihm die von Como geschrieben haben. Dann hat er ihn doch genommen, den Brief, halb gelesen, und in Fetzen gerissen und die Fetzen dem Menschen, dem Gesandten, vor den Mund gehalten und verlangt, er solle sie verschlucken. Der ging aber rückwärts wie ein Krebs und machte gerade solche stiere Augen wie ein Krebs, und alle lachten, am meisten aber der Herr Silvio, dem gnädigen Herrn sein Bruder. Dann hat ihm der Herr sein Maulthier aus dem Stall ziehen und vor's Thor stellen lassen und wie der zu langsam in den Sattel kam, nach den Hunden gepfiffen. Der Gesandte ist fort mit seinen zwei Knechten. Unser Herr ist mit sieben Leuten hinaus auf die Jagd, mit allen Hunden. Gegen Abend aber sollen sie einander begegnet sein. an der Brücke über die Adda, dort wo das Varesanische anfängt, unser Herr, der von der Jagd am Heimweg war und der Mensch aus Como. Und der Schafhirt kommt auch vorbei und treibt seine Heerde neben der Brücke in ein Maisfeld, nur dass sie ihm nicht von den Pferden zusammengetreten werden. Da hört er unsern Herrn

rufen: „Da ist der, der nicht essen wollte, vielleicht will er trinken!“ Und vier von unsern Leuten hängen sich an die zwei Knechte, zwei andre nehmen den Gesandten jeder bei einem Bein, heben ihn aus dem Sattel und schleudern ihn, der sich wehrt wie ein Wahnsinniger, übers Geländer. Einem hat er mit den Zähnen ein Stück vom Aermel mitsammt dem Fleisch darunter herausgerissen. Die Adda hat an der Stelle recht steile Ufer, sie war ganz dunkel und reissend von dem vielen Regen im Gebirg. Er ist nicht wieder herausgekommen, hat der Schafhirt gesagt.

Amme hält inne, sieht sie fragend an.

Dianora.

Finster.

Ich weiss nicht.

Sie schüttelt den sorgenvollen Ausdruck ab, ihr Gesicht nimmt wieder seinen verträumten, innerlich glücklichen Ausdruck an.

Sag mir etwas von dem, was er predigt, der Spanier.

Amme.

Ich weiss nicht, wie ich's sagen sollte, gnädige Frau.

Dianora.

Nur etwas weniges. Predigt er denn von so vielerlei Dingen?

Amme.

Nein, fast immer von demselben.

Dianora.

Von was?

Amme.

Von der Ergebung in den Willen des Herrn.

Dianora.

Sieht sie an, nickt.

Amme.

Gnädige Frau, Du musst verstehen, das ist alles.

Dianora.

Wie, alles?

Amme.

Während des Redens mit den Blumen beschäftigt.

Er sagt, es liegt darin alles, das ganze Leben, es giebt sonst nichts. Er sagt, es ist alles unentrinnbar und das ist das grosse Glück, zu erkennen, dass alles unentrinnbar ist. Und das ist das Gute, ein anderes Gutes giebt es nicht. Die Sonne muss glühen, der Stein muss auf der stummen Erde liegen, aus jeder lebendigen Kreatur geht ihre Stimme heraus, sie kann nichts dafür, sie kann nichts dawider, sie muss.

Dianora.

Denkt nach wie ein Kind.

Amme.

Geht vom Fenster weg.

Pause.

Dianora.

Wie abgespiegelt in den stillsten Teich
liegt alles da, gefangen in sich selber.
Der Epheu rankt sich in den Dämmer hin

und hält die Mauer tausendfach umklommen,
hoch ragt ein Lebensbaum, zu seinen Füssen
steht still ein Wasser, spiegelt, was es sieht,
und aus dem Fenster über diesen Rand
von kühlen festen Steinen beug ich mich
und strecke meine Arme nach dem Boden.
Mir ist, als wär ich doppelt, könnte selber
mir zusehn, wissend, dass ich's selber bin —

Pause.

Ich glaube, so sind die Gedanken, die
ein Mensch in seiner Todesstunde denkt.

Sie schaudert, macht das Kreuz.

Amme.

Ist schon früher wieder an ihr Fenster gekommen, hat eine Scheere in der Hand, schneidet dürre Aestchen von den Blumenstöcken.

Nun aber bin ich fertig mit den Blumen
und eine gute Nacht, gnädige Frau.

Dianora.

Erschreckend.

Wie? Amme, gute Nacht, leb wohl. Mich schwindelt.

Amme.

Geht weg.

Dianora.

Sich aufrüttelnd.

Amme!

Amme.

Kommt wieder.

Dianora.

Wenn der Bruder morgen predigt,
geh ich mit Dir.

Amme.

Ja, morgen, gnädige Frau,
wenn uns der liebe Gott das Leben schenkt.

Dianora.

Lacht.

Ja freilich. Gute Nacht.

Lange Pause.

Dianora.

Nur seine Stimme
hat dieser fremde Mönch, da laufen ihm
die Leute zu und hängen sich an ihn,
wie Bienen an die dunklen Blüthendolden,
und sagen: „Dieser Mensch ist nicht wie andre,
er macht uns schauern, seine Stimme löst
sich auf und sinkt in uns hinein, wir sind
wie Kinder, wenn wir seine Stimme hören."
O hätt' ein Richter seine helle Stirn,
wer möchte dann nicht knieen an den Stufen
und jeden Spruch ablesen von der Stirn!
Wie süss zu knieen auf der letzten Stufe,
und sein Geschick in dieser Hand zu wissen!
in diesen königlichen guten Händen!

— — — — — — — — — — — — —

Und seine Fröhlichkeit! wie wundervoll
zu sehn, wenn solche Menschen fröhlich sind!
— — — — Er nahm mich bei der Hand und zog
mich fort

und wie verzaubert war mein Blut, ich streckte
die linke Hand nach rückwärts und die andern
hängten sich dran, die ganze lange Kette
von Lachenden! Die Lauben flogen wir
hinab und einen tiefen steilen Gang,
kühl wie ein Brunnenschacht, ganz eingefasst
von hundertjährigen Cypressen, dann
den hellen Abhang: bis an meine Knie'
berührten mich die wilden warmen Blumen,
wie wir hinliefen wie ein heller Windstoss,
und dann liess er mich los und sprang allein
hinan die Stufen zwischen den Kaskaden:
Delphinen sprang er auf die platte Stirn,
an den im Rausch zurückgeworfnen Armen
der Faune hielt er sich, stieg den Tritonen
auf ihre nassen Schultern, immer höher,
der wildeste und schönste Gott von allen!
Und unter seinen Füssen flog das Wasser
hervor und schäumte durch die Luft herab,
und sprühte über mich und ich stand da
und mir verschlang der Lärm des wilden Wassers
die ganze Welt. Und unter seinen Füssen
kam es hervor und sprühte über mich!

Pause. Man hört Schritte in der Ferne.

Dianora.

Ss! Schritte! nein es ist noch viel zu früh
und doch! und doch!

Langes Warten.

sie kommen!

Pause.

Kommen nicht.
O nein, sie kommen nicht. Und wie sie schlürfen.
Nun schlürfen sie den Weinberg dort hinab,

und taumeln. Dort sind Stufen. Ein Betrunkner!
Bleib auf der Landstrasse, betrunkner Mensch!
Was willst Du zwischen unsern Gärten hier?
Heut ist kein Mond, wär Mond, wär ich nicht hier!
Die kleinen Sterne flimmern ruhelos
und zeigen keinen Weg für Deinesgleichen.
Geh heim, auf einen Trunknen wart ich auch
doch nicht vom schlechten Wein, und seine Schritte
sind leichter als der leichte Wind im Gras
und sichrer als der Tritt des jungen Löwen.

Pause.

Doch sind es martervolle Stunden! Nein!
nein, nein, nein, nein, so schön, so gut, so schön!
er kommt: o weit im Wege ist er schon!
der letzte Baum dort drunten sieht ihn schon,
vielmehr er könnt ihn sehen, wäre nicht
der lange Streifen schattenhafter Sträucher
dazwischen — und wenn's nicht so dunkel wär'.

Pause.

Er kommt! so sicher als ich jetzt die Leiter
an diesen Haken binde, kommt! so sicher
als leise raschelnd jetzt ich sie hinunter,
hinunter gleiten lasse, als sie jetzt
verstrickt ist im Gezweig, nun wieder frei,
so sicher als sie hängt und leise bebt,
wie ich hier hänge, bebender als sie . . .

Sie bleibt lange so über die Brüstung gebeugt liegen. Auf einmal glaubt sie zu hören, wie hinter ihr der Vorhang zwischen ihrem Balkon und dem Zimmer zurückgeschlagen wird. Sie dreht den Kopf und sieht, wie ihr Mann in der Thüre steht. Sie springt auf, ihre Züge verzerren sich in der äussersten Todesangst. Messer Braccio steht lautlos in der Thür. Er hat ein einfaches dunkelgrünes Hausgewand an,

ohne alle Waffen; niedrige Schuhe. Er ist sehr gross und stark. Sein Gesicht ist so, wie es auf den alten Bildnissen von grossen Herren und Söldnerkapitänen nicht selten vorkommt. Er hat eine übermässig grosse Stirn und kleine dunkle Augen, dichtes kurzgeringeltes schwarzes Haar und einen kleinen Bart rings um das Gesicht.

Dianora.

Will sprechen, kann nicht, sie bringt keinen Laut aus der Kehle.

Messer Braccio.

Winkt, sie soll die Leiter einziehen.

Dianora.

Thut es automatisch, rollt sie zusammen, lässt das Bündel wie bewusstlos vor ihren Füssen niederfallen.

Braccio.

Sieht ihr ruhig zu; dann greift er mit der rechten Hand nach der linken Hüfte, auch mit der linken Hand, sieht hinunter, bemerkt, dass er keinen Dolch hat. Macht eine ungeduldige Bewegung mit den Lippen, wirft einen Blick in den Garten hinunter, einen Blick nach rückwärts. Hebt seine rechte Hand einen Augenblick und besieht das Innere. Geht mit starken ruhigen Schritten ins Zimmer zurück.

Dianora.

Sieht ihm unaufhörlich nach; sie kann die Augen nicht von ihm abwenden. Wie der Vorhang hinter ihm zufällt, fährt sie sich mit den Fingern über die Wangen, ins Haar Dann faltet sie die Hände und spricht lautlos mit wildem Durcheinanderwerfen der Lippen ein Gebet. Dann wirft sie die Arme nach rückwärts und umschliesst mit den Fingern den Steinrand, eine Bewegung, in der etwas von tödlicher Entschlossenheit und wie eine Ahnung von Triumph liegt.

Braccio.

Tritt wieder aus der Thür, mit der Linken trägt er einen

Sessel, stellt ihn in die Thüröffnung und setzt sich seiner Frau gegenüber. Sein Gesicht ist unverändert. Von Zeit zu Zeit hebt er mechanisch die rechte Hand und sieht die kleine Wunde auf der Innenfläche an.

Braccio.

Der Ton ist kalt, gewissermassen wegwerfend. Er deutet mit dem Fuss und den Augen nach der Leiter.

Wer?

Dianora.

Hebt die Achseln, lässt sie langsam wieder fallen.

Braccio.

Ich weiss es!

Dianora.

Hebt die Achseln, lässt sie langsam wieder fallen. Ihre Zähne sind aufeinandergepresst.

Braccio.

Indem er die Bewegung mit der Hand macht, streift seine Frau nur mit dem Blick, sieht dann wieder in den Garten.

Palla degli Albizzi.

Dianora.

Zwischen den Zähnen hervor.

Wie hässlich auch der schönste Name wird,
wenn ihn ein Mund ausspricht, dem es nicht ziemt!

Braccio.

Sieht sie an, als ob er reden wollte, schweigt aber wieder.

Pause.

Braccio.

Wie alt bist Du?

Dianora.

Schweigt.

Braccio.

Fünfzehn und fünf. Du bist zwanzig Jahre alt.

Dianora.

Schweigt.

Pause.

Dianora.

Fast schreiend.

Meines Vaters Name war Bartholomeus Colleoni . . . Du kannst mich ein Vaterunser und den englischen Gruss sprechen lassen und mich dann tödten, aber nicht so stehen lassen wie ein angebundenes Thier!

Braccio.

Sieht sie an wie verwundert, giebt keine Antwort, sieht seine Hand an.

Dianora.

Fährt langsam rückwärts mit den Händen an ihr Haar, schliesst vorne die Ellenbogen, starrt ihn an, lässt die Arme vorne fallen, scheint seinen Plan zu verstehen. Ihre Stimme ist nun völlig verändert, wie eine zum Reissen gespannte Saite.

Ich möchte eine Dienerin, die mir

stockend, die Stimme droht ihr abzureissen.

vorher die Haare flicht, sie sind verwirrt.

Braccio.

Du hilfst Dir öfter ohne Dienerin.

Dianora.

Beisst die Lippen zusammen, schweigt, streicht die Haare an den Schläfen zurück; faltet die Hände.

Ich habe keine Kinder. Meine Mutter
hab ich einmal gesehn, bevor sie starb:
der Vater führte mich und meine Schwester

hinein, es war ein strenges hochgewölbtes
Gemach, ich konnte nicht die Kranke sehn,
das Bette war zu hoch, nur eine Hand
hing mir entgegen und die küsste ich.
Vom Vater weiss ich, dass er einen Harnisch
von grünem Gold mit dunklen Spangen trug
und dass ihm zweie halfen, wenn er morgens
zu Pferde stieg, denn er war schon sehr alt.
Meine Schwester Medea hab ich wenig
gekannt. Sie war kein frohes Kind.
Ihr Haar war dünn und Stirn und Schläfen schienen
viel älter als der Mund und ihre Hände;
sie hatte immer Blumen in der Hand.
Sei diesen Seelen gnädig, wie der meinen,
und heiss sie freundlich mir entgegenkommen.
Ich kann nicht niederknie'n, es ist kein Raum.

Braccio.

Steht auf, schiebt seinen Stuhl ins Zimmer, ihr Platz zu machen, sie beachtet ihn nicht.

Dianora.

Noch eins; lass mich nachdenken: Bergamo,
wo ich geboren ward, das Haus zu Feltre,
wo die Oheime und die Vettern waren . . . . .
dann setzten sie mich auf ein schönes Pferd
mit einer reichen Decke, meine Vettern
und viele andre ritten neben mir
und so kam ich hierher, von wo ich jetzt
hingehen soll . . .

Sie hat sich zurückgelehnt und sieht über sich die flimmernden Sterne auf dem schwarzen Himmel; schaudert.

ich wollte etwas andres . . . . .

Sucht.

von Bergamo, wo sie mich gehen lehrten
bis hierher, wo ich stehe, hab ich mich
vielfach verschuldet, öfter als ich weiss,
am öftesten durch Hoffart, und einmal,
das ich noch weiss, sei für die vielen andern,
die schwerer sind, gebeichtet und bereut:
als ich denkt nach drei Tage nach Sankt Magdalena
mit dem hier, meinem Mann und vielen andern Herrn
nach Haus ritt von der Jagd, lag an der Brücke
ein alter Bettler mit gelähmten Füssen:
ich wusste, dass er alt und elend war,
auch war etwas in seinen müden Augen,
das meinem todten Vater ähnlich sah . . . .
trotzdem! nur weil der, welcher neben mir ritt,
die Hand am Zaum von meinem Pferde hatte,
wich ich nicht aus und liess den scharfen Staub
von meines Pferdes Füssen ihn verschlucken,
ja, ritt so dicht an ihn, dass mit den Händen
er sein gelähmtes Bein wegheben musste:
dessen entsinn ich mich und ich bereue es.

Braccio.

Der neben Dir ritt, hielt Dein Pferd am Zaume?

Sieht sie an.

Dianora

erwidert den Blick, versteht ihn, sehr hart.

Ja. Damals so wie öfter. Damals so
wie öfter. Und wie furchtbar selten doch!
wie dünn ist alles Glück! ein seichtes Wasser:
man muss sich niederknieen, dass es nur
bis an die Schultern reichen soll.

Braccio.

Wer hat
von meinen Leuten, Deinen Dienerinnen
gewusst um diese Dinge?

Dianora.

Schweigt.

Braccio.

Wegwerfende Handbewegung.

Dianora.

Falsch, sehr falsch
verstehst Du jetzt mein Schweigen. Was weiss ich,
wer darum wusste? Ich hab's nicht verhehlt.
Doch meinst Du, ich bin eine von den Frauen,
die hinter Kupplerinnen und Bedienten
ihr Glück versteckt, dann kennst Du mich sehr schlecht.
Merk auf, merk auf! Einmal darf eine Frau
so sein wie ich jetzt war, zwölf Wochen lang,
einmal darf sie so sein! Wenn sie vorher
des Schleiers nie bedurfte, ganz gedeckt
vom eignen Stolz, so wie von einem Schild,
darf sie den Schleier einmal auch wegreissen
und Wangen haben, brennend wie die Sonne.
Die 's zweimal könnte, wäre fürchterlich;
mich trifft das nicht, Du weisst's, Du musst es wissen!
Wer es errathen, fragst Du mich um das?
Dein Bruder muss es wissen. So wie Du,
Dein Bruder! so wie Du! Frag den, frag den!

Ihre Stimme hat jetzt etwas Sonderbares, fast kindlich Hohes.

Im Juli am Sankt Magdalenentag,
da war Francesco Chieregatis Hochzeit:
das garstige Ding an Deiner rechten Hand

ist von dem Tag, und ich weiss auch den Tag.
Wir assen in den Lauben, die sie haben,
den schönen Lauben an dem schönen Teich:
da sass er neben mir und gegenüber sass
Dein Bruder. Wie sie nun die Früchte gaben
und Palla mir die schwere goldne Schüssel
voll schöner Pfirsiche hinhielt, dass ich
mir nehmen sollte, hingen meine Augen
an seinen Händen und ich sehnte mich
demüthig ihm vor allen Leuten hier
die beiden Hände über'm Tisch zu küssen.
Dein Bruder aber, der lang nicht so dumm
wie tückisch ist, fing diesen Blick mit seinem
und muss errathen haben, was ich dachte,
und wurde blass vor Zorn: da kam ein Hund,
ein grosses dunkles Windspiel hergegangen
und rieb den feinen Kopf an meiner Hand,
der linken, die hinunterhing: da stiess
Dein dummer Bruder mit gestrecktem Fuss
in Wuth mit aller Kraft nach diesem Hund,
nur weil er nicht mit einem harten Dolch
nach mir und meinem Liebsten stossen konnte.
Ich aber sah ihn an und lachte laut
und streichelte den Hund und musste lachen.

Sie lacht ein übermässig helles Lachen, das jeden Augenblick in Weinen oder Schreien übergehen könnte.

Braccio.

Scheint zu horchen.

Dianora.

Horcht auch, ihr Gesicht hat den Ausdruck der entsetzlichsten Spannung. Bald kann sie es aber nicht ertragen und fängt wieder zu reden an, in einem fast deliranten Ton.

Wer mich nur gehen sah, der musst es wissen!
Ging ich nicht anders? sass ich nicht zu Pferd
wie eine Selige? ich konnte Dich
und Deinen Bruder und dies schwere Haus
ansehn und mir war leicht, als schwebte ich . . .
die vielen Bäume kamen mir entgegen,
mit Sonne drin entgegen mir getanzt . . .
Die Wege alle offen in der Luft
die schattenlosen Wege, überall
ein Weg zu ihm . . . Erschrecken war so süss!
aus jedem dunklen Vorhang konnte er,
aus dem Gebüsch, Gebüsch . . .

Die Sprache verwirrt sich ihr vor Grauen, weil sie sieht, dass Braccio den Vorhang hinter sich völlig zuzieht. Ihre Augen sind übermässig offen, ihre Lippen bewegen sich unaufhörlich.

Messer Braccio.

In einem Ton, den der Schauspieler finden muss; weder laut, noch leise, weder stark, noch schwach, aber undurchdringlich.

Kam ich, Dein Mann, nun nicht zu dieser Zeit
in Dein Gemach, um eine Salbe mir
für meine wunde Hand zu holen — was,
mit Vorsatz, hättest Du sodann gethan?

Dianora.

Sieht ihn wirr an, begreift die neuerliche Frage nicht, greift sich mit der rechten Hand an die Stirne, hält ihn mit der linken die Strickleiter hin, schüttelt sie vor seinen Augen, lässt sie ihm vor die Füsse fallen (ein Ende bleibt angebunden) schreiend.

Gethan? gewartet! so! gewartet, so!

Sie schwingt wie eine Trunkene ihre offenen Arme vor seinem Gesicht, wirft sich dann herum, mit dem Oberleib über die

Brüstung, streckt die Arme gegen den Boden; ihr Haar fällt vornüber.

Messer Braccio.

Hat mit einer hastigen Bewegung ein Stück seines Unterärmels abgerissen und um die rechte Hand gewunden. Mit der Sicherheit eines wilden Thieres auf der Jagd fasst er die Leiter, die daliegt wie ein dünner dunkler Strick, mit beiden Händen, macht eine Schlinge, wirft sie seiner Frau über den Kopf und zieht den Leib gegen sich nach oben.

Indessen ist der Vorhang schnell gefallen.



Die Hochzeit der Sobeide

DIE HOCHZEIT DER SOBEIDE

✣

DRAMATISCHES GEDICHT

IN EINEM ACT (3 VERWANDLUNGEN).



Des Kerkermeisters Tochter:
„Lieber Gott, wie verschieden sind Männer!"
(Altes englisches Trauerspiel
„Palamon und Arcite".)

PERSONEN:

✣

Ein reicher Kaufmann.
Sobeide, seine junge Frau.
Bachtjar, der Juwelier, Sobeidens Vater.
Sobeidens Mutter.
Schalnassar, der Teppichhändler.
Ganem, sein Sohn.
Gülistane, eines Schiffshauptmanns Wittwe — im Hause Schalnassars
Ein armenischer Sclave — im Hause Schalnassars
Ein alter Kameeltreiber — im Hause Schalnassars
Ein Gärtner.
Seine Frau.
Bahram, Diener des Kaufmanns.
Ein Schuldner des Schalnassar.

In einer alten Stadt im Königreich Persien.
Die Zeit ist der Abend und die Nacht nach dem Hochzeitsfest des reichen Kaufmanns.

Das Schlafzimmer im Hause des reichen Kaufmanns. Rückwärts eine Alkove mit dunklen Vorhängen. Links eine Thür, rechts eine kleine Thür in den Garten und ein Fenster. Lichter.

Es treten auf: der Kaufmann und sein alter Diener Bahram.

Der Kaufmann.

Bahram, gabst Du gut Acht auf meine Frau?

Diener.

Acht, inwiefern?

Kaufmann.

Sie ist nicht fröhlich, Bahram.

Diener.

Sie ist ein ernstes Mädchen. Und die Stunde
liegt schwer auch auf der leichtesten, bedenk.

Kaufmann.

Und auch die Andern: jemehr Lichter ich
befahl zu bringen, umso trüber hing
ein Schleier über dieser Hochzeitstafel.
Sie lächelten wie Masken, und ich fing
mitleidige und finstre Blicke auf,
die hin und wider flogen, und ihr Vater
versank zuweilen in ein düsteres Sinnen,
aus dem er selbst sich mit gezwungenem Lachen
aufschreckte.

Diener.

Herr, der allgemeine Stoff

der Menschen hält nicht gut den stillen Glanz
von solchen Stunden. Wir sind nicht gewohnt
was Andres, als nur mit den nächsten Dingen
uns abzuschleppen. Kommt ein solcher Tag,
so fühlen wir: still thut ein Thor sich auf,
daraus uns eine fremde, kühle Luft
anweht, und denken gleich ans kühle Grab.
Aus einem Spiegel sehen wir unser eig'nes
vergessenes Gesicht entgegenkommen
und sind dem Weinen näher als dem Lachen.

Kaufmann.

Sie nahm von keiner Speise, die Du ihr
vorschnittest.

Diener.

Herr, ihr mädchenhaftes Blut
hielt ihr die Kehle zugeschnürt; sie nahm
doch übrigens vom Obst.

Kaufmann.

Ja, einen Kern!
ich hab's gesehen, vom Granatapfel.

Diener.

Auf einmal auch besann sie sich, dass Wein,
wie flüssig Blut durchfunkelnd durch Krystall,
vor ihr stand, und sie hob den schönen Kelch
und trank ihn wie mit plötzlichem Entschluss
zur Hälfte aus, und Röthe flog ihr in
die Wangen, und sie musste tief aufathmen.

Kaufmann.

Mir scheint, das war kein fröhlicher Entschluss,

so thut, wer selber sich betrügen will,
den Blick umwölken, weil der Weg ihn schaudert.

Diener.

Du quälst Dich, Herr. So sind die Frauen nun.

Kaufmann.

Im Zimmer herumschauend, lächelt.

Auch einen Spiegel hast Du hergestellt.

Diener.

Herr, Du befahlst mir's selbst, der Spiegel ist's
aus Deiner Mutter Kammer, wie das Andre.
Und selbst befahlst Du mir, gerade den . . . .

Kaufmann.

So? that ich das? Dann war's ein Augenblick,
in dem ich klüger war als eben nun.
Ja, eine junge Frau braucht einen Spiegel.

Diener.

Nun geh ich noch, den Becher Deiner Mutter
zu holen, mit dem kühlen Abendtrunk.

Kaufmann.

Ja, hol' den Abendtrunk, geh, guter Bahram.

Bahram ab.

Du, Spiegel meiner Mutter, wohnt kein Schimmer
von ihrem blassen Lächeln drin und steigt
wie aus dem feuchten Spiegel eines Brunnens
empor? Ihr Lächeln war das matteste
und lieblichste, das ich gekannt, es glich
dem Flügelschlagen eines kleinen Vogels,
bevor er einschläft in der hohlen Hand.

Vor dem Spiegel.

Nein, nichts als Glas. Er stand zu lange leer.
Nur ein Gesicht, das lächelt nicht: das meine.
Mein Selbst, gesehen von den eig'nen Augen:
so inhaltslos, als würfen nur zwei Spiegel
das unbewusste Bild einander zu.
O könnte ich darüber weg! nur einen,
den kleinsten Augenblick darüber weg,
und wissen, wie das Innre ihres Blicks
mich nimmt! Bin ich für sie ein alter Mann?
Bin ich so jung, als manchesmal mich dünkt,
wenn ich in stiller Nacht in mich hinein
auf den gewund'nen Lauf des Blutes horche?
Heisst das nicht, jung sein, wenn so wenig Hartes
und Starres noch in meinem Wesen liegt?
Mich dünkt, dass meine Seele, aufgenährt
mit dünner, traumhafter, blutloser Nahrung,
so jung geblieben ist. Wie hätt' ich sonst
dies schwankende Gefühl, ganz wie als Knabe,
und diese seltsame Beklommenheit
des Glücks, als müsst' es jeden Augenblick
mir aus den Händen schlüpfen und zerrinnen
wie Schatten? Kann ein alter Mensch so sein?
Nein, alten Menschen ist die Welt ein hartes,
traumloses Ding; was ihre Hände halten,
das halten sie. Mich schauert diese Stunde
mit ihrem Inhalt an, kein junger König
kann trunkner dieses räthselhafte Wort
„Besitz“ vernehmen, wenn's die Luft ihm zuträgt!

Dem Fenster nah.

Ihr schönen Sterne, seid ihr da, wie immer!
Aus meinem sterblichen, haltlosen Leib

heraus dem Lauf von euch in kreisenden,
ewigen Bahnen zuzusehen, das war
die Kost, die meine Jahre leicht erhielt,
dass ich den Boden kaum mit meinen Füssen
zu treten glaubte. Bin ich wirklich welk
geworden, während meine Augen immer
an diesen goldnen hingen, die nicht welken?
Und hab' ich aller stillen Pflanzen Art,
ihr Leben zu begreifen, ihre Glieder
gelernt, und wie sie anders auf den Bergen
und anders wieder nah am Wasser werden,
sich selber fast entfremdet, doch im tiefsten
sich selber treu; und konnte sicher sagen:
der geht es wohl, von reiner Luft genährt,
leicht spielt sie mit der Last der edlen Blätter,
der hat ein schlechter Grund und dumpfes Leben
den Halm verdickt, die Blätter aufgeschwemmt ....
und mehr .... und von mir selber weiss ich nichts,
und dicke Schalen legen sich ums Auge
und hemmen dieses Urtheil ....

Er geht hastig wieder vor den Spiegel.

Leeres Werkzeug!
Auch überrumpelt lässt Du nicht die Wahrheit
wie Menschen oder Bücher doch zuweilen
in einem Blitz erkennen.

Diener.

Zurückkommend.

Herr!

Kaufmann.

Was ist?

Diener.

Die Gäste brechen auf. Dein Schwiegervater,
auch Andre, haben schon nach Dir gefragt.

Kaufmann.

Und meine Frau?

Diener.

Nimmt Abschied von den Eltern.

Kaufmann.

Steht einen Augenblick mit starrem Blick, dann geht er mit starken Schritten durch die Thür links.

Diener.

Folgt ihm.

Die Bühne bleibt eine kurze Zeit leer. Dann tritt der Kaufmann wieder ein, einen Leuchter tragend, den er auf den Tisch neben dem Becher mit dem Abendtrunk stellt. Hinter ihm tritt Sobeide ein, von ihrem Vater und ihrer Mutter geführt. Alle bleiben in der Mitte des Zimmers, etwas links, stehen, der Kaufmann etwas abseits.

Sobeide.

Löst sich sanft von den Eltern. Der Schleier hängt ihr rückwärts herab. Sie trägt eine Perlenschnur im Haar und eine grössere um den Hals.

Der Vater.

Ich hab' von Vielem Abschied nehmen müssen.
Dies ist das Schwerste. Meine gute Tochter,
das ist der Tag, den ich zu fürchten anfing,
als ich Dich in der Wiege lächeln sah,
und der der Alp in meinen Träumen war.

Zum Kaufmann.

Vergieb mir das. Sie ist mehr als mein Kind.

Ich geb' Dir, was ich nicht benennen kann,
denn jeder Name fasst nur einen Theil —
sie aber war mir Alles!

Sobeide.

Lieber Vater!
die Mutter bleibt bei Dir.

Die Mutter.

Sanft.

O lass ihn doch:
er hat ganz recht, dass er mich übersieht;
Ich bin ein Theil von seinem Selbst geworden:
was mich trifft, trifft ihn auch zugleich; doch was
ich thu,
berührt ihn anders nicht, als wenn die Rechte
und Linke sich des gleichen Leibs begegnen.
Die Seele bleibt indes ein ewig saugend Kind
und drängt sich nach den lebensvollern Brüsten.
Leb wohl. Sei keine schlechtre Frau als ich,
und keine minder glückliche. Dies Wort
schliesst Alles ein.

Sobeide.

Einschliessen ist das Wort!
In Euer Schicksal war ich eingeschlossen:
nun thut das Leben dieses Mannes hier
die Pforten auf, und diesen Augenblick,
den einz'gen, athme ich in freier Luft:
nicht Eure mehr, und noch die Seine nicht.
Ich bitt' Euch, geht, ich fühl', dies Ungewohnte,
so ungewohnt wie Wein, hat grössre Kraft
und macht mich mein und sein und Euer Dasein
mit andren Blicken ansehn, als mir ziemt.

Mühsam lächelnd.

Ich bitt' Euch, seht mich nicht verwundert an:
mir gehn oft solche Dinge durch den Kopf,
nicht Traum, nicht Wirklichkeit. Ihr wisst, als Kind
war ich noch ärger. Und ist nicht der Tanz,
den ich erfunden hab', auch solch ein Ding:
wo ich aus Fackelschein und tiefer Nacht
mir einen flüssigen Palast erschuf,
drin aufzutauchen, wie die Königinnen
des Feuers und des Meers im Märchen thun.

Die Mutter hat indes dem Vater einen Blick zugeworfen und ist lautlos zur Thür gegangen. Lautlos ist ihr der Vater gefolgt. Nun stehen sie, Hand in Hand, in der Thür und verschwinden im nächsten Augenblick.

Sobeide.

Geht Ihr so leise! wie? und seid schon fort!

Sie wendet sich, steht schweigend, den Blick zu Boden.

Der Kaufmann.

Umfängt sie mit einem langen Blick, geht dann nach rückwärts, bleibt wieder unschlüssig stehen.

Willst Du den Schleier nicht ablegen?

Sobeide.

Schrickt auf, sieht sich zerstreut um.

Kaufmann.

Deutet nach dem Spiegel.

Dort.

Sobeide.

Bleibt stehen, löst mit mechanischen Bewegungen den Schleier aus dem Haar.

Kaufmann.

Es wird Dir hier — in Deinem Haus — vielleicht
im ersten Augenblick an manchem fehlen.
Dies Haus ist seit dem Tode meiner Mutter
entwöhnt, dem Leben einer Frau zu dienen.
Auch trägt, was etwa an Geräthen da ist,
kaum solchen Prunk an sich, womit ich gern
Dich eingerahmt erblickte, doch mir schien
das nicht sehr schön, was Jeder haben kann:
ich liess aus der gepressten Luft der stillen,
verschlossnen Schränke, die mir selbst den Athem
ergriff, wie Sandelholz im Heiligthum,
dies Alles nehmen und zu Deinem Dienst
in Deine Kammer stellen, dort hinein,
woran vom Leben meiner Mutter etwas —
verzeih — für mich noch hängt. Mir war, ich könnte
Dir damit etwas zeigen. . . . Manchen Dingen
sind stumme Zeichen eingedrückt, womit
die Luft in stillen Stunden sich belädt
und etwas ins Bewusstsein gleiten lässt,
was nicht zu sagen war, auch nicht gesagt sein sollte.

Pause.

Es thut mir weh, Dich so zu sehn, betäubt
von diesen überladnen Stunden, die
kaum aufrecht gehen unter ihrer Last.
Es ist zu sagen, alles Gute kommt
auf eine unscheinbare, stille Art
in uns hinein, nicht so mit Prunk und Lärm.
Lang meint man, plötzlich werd' es fern am Rand
des Himmels wie ein neues Land auftauchen:
das Leben, wie ein nie betretnes Land.
Doch bleibt die Ferne leer, allein die Augen
begreifen langsam da und dort die Spur,

und dass es rings ergossen ist, uns einschliesst,
uns trägt, und in uns ist, und nirgends nicht ist.
Ich rede Sachen, die Dir wenig Freude
zu hören macht. Sie klingen wie Entsagung.
Bei Gott! mir klingen sie nicht so. Mein Kind,
nicht wie ein Bettler fühl' ich mich vor Dir,

mit einem grossen Blick auf sie

wie schön Dir auch der grosse Glanz der Jugend
vom Scheitel niederfliesst bis an die Sohlen . . . .
Du weisst nicht viel von meinem Leben, hast
gerade nur ein Stück von seiner Schale
durch eine Hecke schimmern sehn im Schatten.
Ich wollt', Du sähest in den Kern davon:
so völlig als den Boden unter'n Füssen,
hab' ich Gemeines von mir abgethan.
Scheint Dir das leicht, weil ich schon alt genug bin?
Freilich, mir sind auch Freunde schon gestorben, —
Dir höchstens die Grosseltern, — viele Freunde,
und die noch leben, wo sind die zerstreut?
An ihnen hing der längst verlernte Schauer
der jungen Nächte, jener Abendstunden,
in denen eine unbestimmte Angst
mit einem ungeheuren, dumpfen Glück
sich mengte, und der Duft von jungem Haar
mit dunklem Wind, der von den Sternen kam.
— — — — — — — — — — — —
Der Glanz, der auf den bunten Städten lag,
der blaue Duft der Ferne, das ist weg,
ich fänd' es nicht, wenn ich auch suchen ginge.
Allein im Innern, wenn ich rufe, kommt's,
ergreift die Seele, und mir ist, es könnte
auch Deine —

Er wechselt den Ton.

Weisst Du den Tag, an dem Du tanzen musstest
vor Deines Vaters Gästen, wie? Ein Lächeln
blieb immerfort auf Deinen Lippen, schöner
als jedes Perlenband und trauriger
als meiner Mutter Lächeln, das Du nie
gesehen hast. Der Tanz hat alle Schuld:
dies Lächeln und der Tanz, die Beiden waren
verflochten wie die wundervollen Finger
traumhafter Möglichkeiten. Möchtest Du,
sie wären nie gewesen, da sie's sind,
die Schuld sind, meine Frau, dass Du hier stehst?

Sobeide.

In einem Ton, in welchem man hört, wie die Stimme die Zähne berührt.

Befiehlst Du, dass ich tanzen solle, oder
befiehlst Du etwas Andres?

Kaufmann.

Meine Frau,
wie sonderbar und wild sprichst Du mit mir?

Sobeide.

Wild? Hart, kann sein: mein Schicksal ist nicht weich.
Du redest wie ein guter Mensch, so sei
so gut und rede heute nicht mit mir!
Ich bin Dein Ding, so nimm mich für Dein Ding,
und lass mich wie ein Ding auch meinen Mund
vergraben tragen und nach innen reden!

Sie weint lautlos, mit zusammengepressten Lippen, das Gesicht gegen das Dunkel gewandt.

Kaufmann.

So stille Thränen und so viele! Dies
ist nicht der Schauer, drin der Krampf der Jugend
sich löst. Hier ist ein Tieferes zu stillen
als angeborne Starrheit scheuer Seelen.

Sobeide.

Herr, wenn Du in der Nacht erwachst und mich
so weinen hörst aus meinem Schlaf heraus,
dann weck' mich auf! Dann thu' ich, was Dein Recht
ist, mir zu wehren, denn dann träume ich
in Deinem Bett von einem andren Mann
und sehne mich nach ihm, das ziemt mir nicht,
mich schaudert vor mir selber, es zu denken:
versprich mir, dass Du mich dann wecken wirst!

Pause. Der Kaufmann schweigt; tiefe Erregung färbt sein Gesicht dunkel.

Du fragst nicht, wer es ist? Ist Dir's so gleich?
Nein? Dein Gesicht ist dunkel, und Dein Athem
geht schwer? So will ich selber Dir es sagen:
Du hast ihn hie und da bei uns gesehn,
sein Name ist Ganem — des Schalnassar Sohn,
des Teppichhändlers — und ich kannte ihn
drei Jahre lang. Doch nun seit einem Jahr
hab' ich ihn nicht gesehn.
Dies sag' ich Dir, dies Letzte geb' ich preis,
weil ich's nicht leide, dass ein Bodensatz
von Heimlichkeit und Lüge in mir bleibt:
ob Du's erführst, ist gleich: ich bin kein Becher,
für rein gekauft und gift'ger Grünspan drin,
der seinen Boden frisst — und dann, damit
Du mir ersparst, in meinem Haus als Gast
ihn etwa oft zu sehn, denn das ertrüg' ich schwer.

Kaufmann.

Drohend, aber schnell von Zorn und Schmerz erstickt.

Du! Du hast . . . . Du hast . . . .

Er schlägt die Hände vor's Gesicht.

Sobeide.

So weinst Du auch an Deinem Hochzeitstag?
Hab' ich Dir einen Traum verdorben? Sieh,
Du sagst, ich bin so jung, und das, und das —

zeigt auf Haar und Wangen

ist wirklich jung, doch innen bin ich müd,
so müd, es giebt kein Wort, das sagen kann,
wie müd und wie gealtert vor der Zeit.
Wir sind gleich alt, vielleicht bist Du noch jünger.
Du hast mir im Gespräch einmal gesagt:
seitdem ich lebe, diese ganze Zeit
wär Dir beinahe nur in Deinen Gärten
dahingegangen und im stillen Thurm,
den Du gebaut, den Sternen nachzuschauen.
An diesem Tage hielt ich es in mir
zum erstenmal für denkbar, Deinen Wunsch
und meines Vaters, das war's noch viel mehr,
ja . . . . zu erfüllen. Denn mir schien, die Luft
im Haus bei Dir müsst' etwas Leichtes haben,
so leicht! so ohne Last! und die bei mir
war so beladen mit Erinnerung,
der luftige Leib schlatloser Nächte schwamm
darin umher, an allen Wänden hing
die Last der immer wieder durchgedachten,
verblassten, jetzt schon todten Möglichkeiten;
die Blicke meiner Eltern lagen immer
auf mir, ihr ganzes Leben . . . . viel zu gut
verstand ich jedes Zucken ihrer Augen,

und über allem diesem war der Druck
von Deinem Willen, der sich über mich
wie eine Decke schweren Schlafes legte.
Es war gemein, dass ich mich endlich gab:
ich such' kein andres Wort, doch das Gemeine
ist stark, das ganze Leben voll davon:
wie konnt' ich's unter meine Füsse bringen,
da ich darinnen war bis an den Hals?

Kaufmann.

So wie ein böser Alpdruck lag mein Wunsch
auf Deiner Brust! so hassest Du mich doch . . . .

Sobeide.

Ich hass' Dich nicht, ich hab' zu hassen nicht
gelernt, vom Lieben nur den Anfang erst,
der brach dann ab, doch kann ich andre Dinge
schon besser, als: mit Lächeln, wie Du weisst,
zu tanzen, wenn mir schwerer als ein Stein
das Herz drin hing, und jedem schweren Tag
entgegen, jedem Uebel ins Gesicht
zu lächeln: alle Kraft von meiner Jugend
ging auf in diesem Lächeln, doch ich trieb's
bis an das Ende, und nun steh' ich da.

Kaufmann.

Dies Alles hängt nur schattenhaft zusammen.

Sobeide.

Wie dies zusamm' hängt, dass ich lächeln musste
und endlich Deine Frau geworden bin?
Willst Du das wissen? muss ich Dir das sagen?
So weisst Du, weil Du reich bist, gar so wenig
vom Leben, hast nur Augen für die Sterne
und Deine Blumen in erwärmten Häusern?

Merk', so hängt dies zusamm': arm war mein Vater,
nicht immer arm, viel schlimmer: arm geworden,
und vieler Leute Schuldner, doch am meisten
der Deine; und von meinem Lächeln lebte
die kummervolle Seele meines Vaters,
wie andrer Leute Herz von andren Lügen.
Die letzten Jahre, seit Du uns besuchst,
da konnt' ich's schon, vorher war meine Schulzeit.

Kaufmann.

Meine Frau geworden!
Sie hätt' sich ebenso mit einer Scheere
die Adern aufgethan und in ein Bad
mit ihrem Blut ihr Leben rinnen lassen,
wär' das der Preis gewesen, ihren Vater
von seinem grossen Gläubiger zu lösen!
. . . . So wird ein Wunsch erfüllt!

Sobeide.

Nimm's nicht so hart. Das Leben ist nun so.
Ich selber nehm's schon wie im halben Traum.
Wie Einer, wenn er krank ist, nicht mehr recht
vergleichen kann und nicht mehr sich entsinnen,
wie er am letzten Tag dies angesehen,
und was er dann gefürchtet und gehofft:
er hat den Blick von gestern schon nicht mehr . . . .
so, wenn wir in die grosse Krankheit: Leben
recht tief hineingekommen sind. Ich weiss
kaum selber mehr, wie stark ich manche Dinge
gefürchtet, andere wie sehr ersehnt,
und manches, was mir einfällt, ist mir so,
als wär's das Schicksal einer andern Frau,
grad' etwas, das ich weiss, doch nicht das meine.
Schau, meine Art ist bitter, doch nicht schlimm:

war ich im ersten Augenblick zu wild,
so wird auch kein Betrug dabei sein, wenn ich
sanft sitzen werd' und Deinen Gärtnern zusehn.
Mein Kopf ist abgemüdet. Mir wird schwindlig,
wenn ich zwei Dinge in mir halten soll,
die miteinander streiten. Viel zu lang
hab' ich das thuen müssen. Ich will Ruh'!
Die giebst Du mir, dafür bin ich Dir dankbar.
Denk' nicht, das wäre wenig: furchtbar schwach
ist alles, was auf zweifelhaftem Grund
aufwächst. Doch hier ist nichts als Sicherheit.

Kaufmann.

Und dieser Mensch?

Sobeide.

Auch das nimm nicht zu schwer.
Schwer war's zu nehmen, hätt' ich Dir's verschwiegen;
nun hab' ich's hergegeben. Lass es nun!

Kaufmann.

Du bist nicht los von ihm!

Sobeide.

Meinst Du? Was heisst
denn „los"? Die Dinge haben keinen Halt,
als nur in unserm Willen, sie zu halten.
Das ist vorbei.

Handbewegung.

Kaufmann.

Nach einer Pause.

Du warst ihm, was er Dir?

Sobeide.

Nickt.

Kaufmann.

Wie aber, wie nur denn ist dies gekommen,
dass Dich zur Frau nicht er —

Sobeide.

Wir waren arm!
Nein, mehr als arm, Du weisst's. Sein Vater auch.
Auch arm. Dazu ein harter, düstrer Mensch,
wie meiner allzu weich, und auf ihm lastend,
so wie der meinige auf mir. Das Ganze
viel leichter zu erleben, als mit Worten
zu sagen. Alles ging durch Jahre hin.
Wir waren Kinder, als es anging, müde
am End' wie Füllen, die man allzu früh
am Acker braucht vor schweren Erntewagen.

Kaufmann.

Es ist zu sagen: das kann nicht so sein,
das mit dem Vater. Diesen Schalnassar,
den Teppichhändler, kenn' ich. Nun, es ist
ein alter Mensch; von ihm mag Gutes reden,
wer will, ich nicht. Ein schlechter alter Mensch!

Sobeide.

Kann sein, gleichviel! Ihm ist's der Vater eben.
Ich hab' ihn nie gesehn. Er sieht ihn so.
Er nennt ihn krank, wird traurig, wenn er redet
von ihm. Deswegen hab' ich ihn auch nie
gesehn, das heisst, seit meiner Kinderzeit,
und da nur hie und da am Fenster lehnen.

Kaufmann.

Doch gar nicht arm, nichts weniger als arm!

Sobeide.

Ihrer Sache völlig sicher, traurig lächelnd.

Meinst Du, dann stünd' ich hier?

Kaufmann.

Und er?

Sobeide.

Wie, er?

Kaufmann.

Er liess Dich deutlich sehn,
dass ihm unmöglich schien, was er und Du
durch Jahre wünschtet und lang möglich hieltet?

Sobeide.

Da es unmöglich war! . . . . und dann, zudem
„durch Jahre wünschtet“ — alle diese Dinge
sind anders, und die Worte, die wir brauchen,
sind wieder anders. Hier ist dies gereift,
und hier vermodert. Augenblicke giebt's,
die Wangen haben, brennend wie die Sonnen —
und irgendwo schwebt ein uneingestanden
Geständniss, irgendwo zergeht in Luft
der Widerhall von einem Ruf, der nie
gerufen wurde; irgend etwas flüstert:
„Ich gab mich ihm“, merk': in Gedanken! „gab“ —
der nächste Augenblick schluckt alles ein,
so wie die Nacht den Blitz . . . . Wie alles anfing
und endete? Nun so: ich that die Lippen
nicht auf und bald auch meine Augenlider nicht,
und er —

Kaufmann.

Wie war denn er?

Sobeide.

Mich dünkt, sehr vornehm.
Wie Einer, der im Andern selbst sein Bild
zerstören will, dem Andern Schmerz zu sparen —
ganz ungleich, nicht so gütig mehr wie sonst
— die grösste Güte lag drin, so zu sein —
zerrissen, voll von einem Spott, der ihm
im Innern weher that vielleicht als mir,
wie ein Schauspieler manchesmal, so seltsam
voll Absicht. Andre Male wieder so
von meiner Zukunft redend, von der Zeit,
da ich mit einem Anderen —

Kaufmann.

Heftig.

Mit mir?

Sobeide.

Kalt.

Mit irgend einem Anderen vermählt,
so redend, wie er wusste, dass ich nie
ertragen würde, dass es sich gestalte.
So wenig, als er selbst es eine Stunde
ertrüge, denn er gab sich nur den Schein,
mein Wesen kennend, wissend, dass ich so
mit mindren Schmerzen mich losmachen würde,
sobald ich irr an ihm geworden wäre.
— — — — — — — — — — — —
Es war zu künstlich, aber welche Güte
lag drin.

Kaufmann.

Sehr grosse Güte, wenn es wirklich
nichts war, als nur ein angenomm'ner Schein.

Sobeide.

Heftig.

Mein Mann, ich bitte, dieses Eine bitt' ich
von Dir: verstöre unser Leben nicht:
es ist noch blind und klein wie junge Vögel:
mit einer solchen Rede kannst Du's tödten!
Nicht eine schlechte Frau werd' ich Dir sein:
ich meine, langsam finde ich vielleicht
in andern Dingen etwas von dem Glück,
nach dem ich meine Hände streckte, meinend,
es wär' ein Land ganz voll damit, die Luft,
der Boden! und man könnte dort hinein:
jetzt weiss ich schon, ich sollte nicht hinein . . .
Ich werde dann beinahe glücklich sein,
und alle Sehnsucht ohne Schmerz vertheilt
an Gegenwart und an Vergangenheit
wie helle Sonne in den lichten Bäumen,
und wie ein leichter Himmel hinter'm Garten
die Zukunft: leer, doch alles voller Licht . . . .
Nur werden muss man's lassen:
jetzt ist noch alles voll Verworrenheit,
Du musst mir helfen, das darf nicht geschehn,
dass Du mit einem falschen Wort dies Leben
zu stark an mein vergang'nes knüpfst: sie müssen
geschieden sein durch eine gläserne,
luftlose Mauer wie in einem Traum.

Am Fenster.

Der Abend darf nicht kommen, der mich hier
an diesem Fenster fände ohne Dich:
— schon nicht zu Haus zu sein, nicht aus dem Fenster
von meiner Mädchenkammer in die Nacht
hinauszuschaun, hat eine sonderbare,

gefährliche, verwirrende Gewalt:
als läg' ich auf der Strasse, Niemands eigen,
so meine Herrin, wie noch nie im Traum!
Ein Mädchenleben ist viel mehr beherrscht
von einem Druck der Luft, als Du begreifst,
dem Freisein das Natürliche erscheint.
Der Abend darf nie kommen, wo ich hier
so stünde, aller Druck der schweren Schatten,
der Eltern Augen, alles hinter mir,
im dunklen Vorhang hinter mir verwühlt,
und diese Landschaft mit den goldnen Sternen,
dem schwachen Wind, den Büschen so vor mir!

Immer erregter.

Der Abend darf nie kommen, wo ich dies
mit solchen Augen sähe, die mir sagten:
Hier liegt ein Weg, er schimmert weiss im Mond:
bevor der schwache Wind die nächste Wolke
dem Mond entgegentreibt, kann den ein Mensch
zu Ende laufen, zwischen Hecken hin,
dann aber einen Kreuzweg, einen Rain,
im Schatten dann vom hohen Mais, zuletzt
in einem Garten! und dann hätt' er schon
die Hand an einem Vorhang, hinter dem
ist alles: Küssen, Lachen, alles Glück
der Welt so durcheinander hingewirrt
wie Knäuel goldner Wolle, solches Glück,
davon ein Tropfen auf verbrannten Lippen
genügt, so leicht zu sein wie eine Flamme,
und gar nichts Schweres mehr zu sehen, nichts
mehr zu begreifen von der Hässlichkeit!

Fast schreiend.

Der Abend darf nie kommen, der mit tausend

gelösten Zungen schreit: Warum denn nicht?
warum bist Du ihn nicht in einer Nacht
gelaufen? Deine Füsse waren jung,
Dein Athem stark genug, was hast Du ihn
gespart, damit Dir reichlich überbleibt,
in Deine Kissen nachts hineinzuweinen?

Sie kehrt dem Fenster den Rücken, klammert sich an den Tisch, sinkt in sich zusammen und bleibt auf den Knien liegen, das Gesicht an den Tisch gedrückt, den Leib vom Weinen durchschüttert.

Lange Pause.

Kaufmann.

Und wenn ich Dir die erste Thür aufthäte,
die einzige verschloss'ne auf dem Weg?

Er thut's; durch die geöffnete kleine Thür in den Garten rechts fällt Mond herein.

Sobeide.

Auf den Knien, beim Tisch.

Bist Du so grausam, in der ersten Stunde
ein abgeschmacktes Spiel aus meinem Weinen
zu machen, bist Du so, mich recht zu höhnen?
so stolz darauf, dass Du mich sicher hältst?

Kaufmann.

Mit aller Beherrschung.

Ich hätte sehr gewünscht, Du hättest anders
gelernt von mir zu denken, doch dazu
ist jetzt nicht Zeit.
Dein Vater, wenn's das ist, was Dich so drückt,
Dein Vater ist mir nichts mehr schuldig, vielmehr
ist zwischen mir und ihm seit kurzer Zeit

dergleichen abgemacht, wovon ihm Vortheil
und damit hoffentlich ein später Schimmer
von Freudigkeit erwächst.

Sie hat sich uaf den Knien, zuhörend, ihm näher geschoben

Du könntest also —
Du kannst, ich meine, wenn es dieses war,
was Dich am meisten lähmte, wenn Du hier
in einem — fremden Haus, den Muth des Lebens,
der Dir verloren war, neu eingeathmet,
Dich wie aus einem schweren Traum zur Hälfte
aufrichtest, und es diese Thür hier ist,
von der Du fühlst, sie führt zum wachen Leben:
So geb' ich Dir vor Gott und diesen Sternen
den Urlaub, hinzugehn, wohin Du willst.

Sobeide.

Immer auf den Knien.

Wie?

Kaufmann.

Ich seh' in Dir so wenig meine Frau,
als sonst in einem Mädchen, das, vor Sturm,
vor Räubern von der Strasse, sich zu schützen
für kurz hier in mein Haus getreten wäre,
und spreche mir mein Recht ab über Dich,
so wie mir keines zusteht über Eine,
die solcher Zufall in mein Haus verschlüge.

Sobeide.

Was sagst Du da?

Kaufmann.

Ich sage, Du bist frei,

durch diese Thür zu gehn, wohin Du willst:
frei wie der Wind, die Biene und das Wasser.

Sobeide.

Halb aufgerichtet.

Zu gehn?

Kaufmann.

Zu gehn.

Sobeide.

Wohin ich will?

Kaufmann.

Wohin
Du willst, zu welcher Zeit Du willst.

Sobeide.

Noch immer betäubt, jetzt an der Thür.

Jetzt?! hier?!

Kaufmann.

Jetzt, so wie später. Hier, wie anderswo.

Sobeide.

Zweifelnd.

Doch zu den Eltern nur?

Kaufmann.

In stärkerem Ton.

Wohin Du willst.

Sobeide.

Zwischen Lachen und Weinen.

Das thust Du mir? Das hab' ich nie im Traum

gewagt zu denken, nie im tollsten Traum
wär' ich auf meinen Knie'n mit dieser Bitte

sie fällt vor ihm auf die Kniee

zu Dir gekrochen, um Dein Lachen nicht
zu sehn bei solchem Wahnsinn .... und Du thust's,
Du thust es! Du! Du guter, guter Mensch!

Er hebt sie sanft auf, sie steht verwirrt.

Kaufmann.

Sich abwendend.

Wann willst Du gehen?

Sobeide.

Jetzt! im Augenblick!
O, sei nicht zornig, denk' nicht schlecht von mir!
Sag' selber: kann ich denn die Nacht bei Dir,
bei einem Fremden bleiben? muss ich nicht
sogleich zu ihm, gehör' ich ihm denn nicht?
Wie darf sein Gut in einem fremden Haus
die Nacht verweilen, als wär's herrenlos?

Kaufmann.

Bitter.

Gehörst ihm schon?

Sobeide.

Herr, eine rechte Frau
ist niemals ohne Herrn: von ihrem Vater
nimmt sie der Gatte, dem gehört sie dann,
sei er lebendig oder in der Erde:
der nächste und der letzte ist der Tod.

Kaufmann.

So willst Du nicht, zumindest bis zum Tag,
zurück zu Deinen Eltern?

Sobeide.

Nein, mein Lieber.
Das ist vorbei. Mein Weg ist nun einmal
nicht der gemeine: diese Stunde trennt
mich völlig ab von mädchenhaften Dingen.
So lass' mich ihn in dieser einen Nacht
auch bis ans Ende gehn, dass alles später
mir wie ein Traum erscheint, und ich mich nie
zu schämen brauch'.

Kaufmann.

So geh!

Sobeide.

Ich thu' Dir weh?

Kaufmann.

Wendet sich ab.

Sobeide.

Erlaub', dass ich aus diesem Becher trinke.

Kaufmann.

Er ist von meiner Mutter, nimm ihn Dir.

Sobeide.

Ich kann nicht, Herr. Doch trinken lass' mich draus.

Sie trinkt.

Kaufmann.

Trink' dies und sei Dir nie im Leben noth,
aus einem Becher Deinen Durst zu löschen,
der minder rein als der.

Sobeide.

Leb wohl.

Kaufmann.

Leb wohl.

Sie ist schon auf der Schwelle.

Hast Du nicht Furcht? Du bist noch nie allein
gegangen. Wir sind ausserhalb der Stadt.

Sobeide.

Mein Lieber, mir ist über alle Furcht
und leichter, als noch je am hellen Tage.

Sie geht.

Kaufmann.

Nachdem er ihr lange nachgesehen, mit einer schmerzlichen Bewegung.

Als zög' jetzt etwas seine stillen Wurzeln
aus meiner Brust, ihr hinterdrein zu fliegen,
und in die leeren Höhlen träte Luft!

Vom Fenster wegtretend.

Scheint sie mir nicht im Grund jetzt minder schön,
so hastig, gar so gierig, hinzulaufen,
wo sie kaum weiss, ob Einer auf sie wartet!
Nein: ihre Jugend muss ich nur recht fassen,
ganz eins mit allem Schönen ist auch dies,
und diese Hast steht diesem Wesen so,
wie schönen Blumen ihre stummen Mienen.

Pause.

Ich glaube, was ich that, ist einer Art
mit dem, wie ich den Lauf der Welt erkenne:

Ich will nicht andere Gedanken haben,
wenn ich die hohen Sterne kreisen seh',
und andre, wenn ein junges Weib vor mir steht.
Was dort die Wahrheit, muss es hier auch sein.
Auch ist zu sagen, wenn es diese Frau
wenn dieses Kind es nicht ertragen kann,
zwei Dinge gleichzeitig in sich zu halten,
von denen eins das andre Lügen straft,
soll ich es können, mit der That verleugnen,
was ich mit der Vernunft und dumpfer Ahnung
dem Ungeheuren abgelernt, das draussen
sich aufthürmt von der Erde zu den Sternen?
Ich nenn' es Leben, jenes Ungeheure,
und Leben ist auch dies, wer dürft' es trennen?
Was ist denn reif-sein, wenn nicht: ein Gesetz
für sich und für die Sterne anerkennen!
Jetzt gab mir also mein Geschick den Wink,
so einsam fortzuleben, wie bis nun,
und — kommt einmal das Letzte, ohne Erben
und keine Hand in meiner Hand, zu sterben.

Verwandlung.

II.

Ein getäfelter Raum im Haus des Schalnassar. Links rückwärts kommt die Treppe herauf, rechts rückwärts steigt sie empor, eng und steil. In Stockhöhe läuft eine Galerie aus durchbrochenem Holzwerk mit Öffnungen, inneren Balkonen, um die ganze Bühne. Offene Ampeln. Links und rechts vorne Thüren mit Vorhängen. An der linken Wand eine niedrige Bank zum Sitzen, weiter rückwärts ein Tisch mit Sitzen.

Auf der Sitzbank neben der Thür links sitzt der alte Schalnassar, in seinen Mantel gewickelt. Vor ihm steht ein junger Mensch, der verarmte Kaufmann.

Schalnassar.

Wär' ich so reich, als Ihr mich haltet — wahrlich,
ich bins nicht, weit davon entfernt, mein Lieber —
ich könnt' Euch dennoch diesen Aufschub nicht
gewähren, wirklich, Freund, um Euretwillen:
allzunachsicht'ge Gläubiger sind, bei Gott,
des Schuldners Untergang.

Der Schuldner.

Schalnassar, hört mich!

Schalnassar.

Nichts mehr! Ich kann nichts hören! Meine Taubheit
wächst immerfort mit Euren Reden. Geht!
Geht nur nach Haus: bedenkt, Euch einzuschränken:
Ich kenn' Eu'r Haus, Ihr habt viel Ungeziefer,
Dienstboten mein' ich. Drückt den Aufwand nieder,
den Eure Frau Euch macht: er schickt sich nicht
für Eure Lage. Was? ich bin nicht da,
Euch zu berathen! Geht nach Hause, sag' ich.

Der Schuldner.

Ich wollte schon, mein Herz lässt mich nicht gehn,
dies Herz, das so aufschwillt! Nach Haus! Mir ist
die Thür von meinem Haus schon so verhasst!
Ich kann nicht durch, dass nicht ein Gläubiger
den Weg mir sperrte.

Schalnassar.

Welch ein Narr wart Ihr!
Geht heim zu Eurer schönen Frau, so geht!
Geht hin! Setzt Kinder in die Welt! Verhungert!

Klatscht in die Hände. Der armenische Sclave kommt die Stiege herauf. Schalnassar flüstert mit ihm, ohne den Anderen zu beachten.

Der Schuldner.

Nicht fünfzig Goldstück' hab' ich in der Welt!
Dienstboten, sagtet Ihr? Ein altes Weib,
die Wasser trägt, sonst nichts! Und die, wie lang
noch?
Kein armer Teufel, den Almosen füttert,
ist elend dran wie ich: ich hab' gekannt
die Süssigkeit des Reichthums: jede Nacht
hab' ich geschlafen, und Zufriedenheit
war rings um meinen Kopf, und süss der Morgen.
Doch still! sie liebt mich noch, und mein Zusammen-
bruch
ist ganz vergoldet! Oh, sie ist mein Weib!

Schalnassar.

Ich bitt' Euch, geht, ich muss die Lampen brennen,
solang Ihr hier herumsteht! Geh mit ihm.
Da sind die Schlüssel.

Der Schuldner.

Seine Angst überwindend.

Guter Schalnassar!
ich wollt' Euch nicht um einen Aufschub bitten!

Schalnassar.

Wie? meine Taubheit spiegelt mir was vor?

Der Schuldner.

Nein, wirklich!

Schalnassar.

Sondern?

Der Schuldner.

Um ein neues Darlehn!

Schalnassar.

Wüthend.

Was wollt Ihr?

Der Schuldner.

Nein, ich will ja nicht, ich muss!
Du hast sie nie gesehn, Du musst sie sehn!
Mein schweres Herz hört auf, so dumpf zu pochen
und hüpft vor Freude, wenn mein Aug' sie sieht.

Immer erregter.

Dies alles muss sich wenden! Ihre Glieder
sind für den Dienst der Zärtlichkeit geschaffen,
nicht für die wilden Klauen der Verzweiflung!
Sie kann nicht betteln gehn mit solchem Haar!
Ihr Mund ist ganz so stolz als süss: das Schicksal
will mich nur überlisten — doch ich lache —
wenn Du sie sähest, alter Mann —

Schalnassar.

Das will ich!
Sagt Ihr: der alte Mann, von dessen Gold
Ihr junger Mann so abhängt — merkt Euch, sagt:
der gute alte Mann, der schwache Greis —
verlangte, sie zu sehn. Sagt: alte Männer
sind kindisch: warum sollt' es der nicht sein?
Doch ein Besuch ist wenig. Sagt Ihr noch:
es ist beinah ein Grab, das sie besucht,
ein Grab, das grad' noch athmet. Wollt Ihr das?

Der Schuldner.

Ich hörte sagen, dass Ihr Euer Gold
anbetet wie was Heiliges, und zunächst dann
den Anblick von gequälten Menschen liebt
und Mienen, die den Schmerz der Seele spiegeln.
Doch seid Ihr alt, habt Söhne, und ich glaub' nicht,
dass diese bösen Dinge wahr sind. Drum
will ich ihr's sagen, und wenn sie mich fragt:
„Wie mir das däucht?" so will ich sagen: „Liebste,
nur wunderlich, nicht schlimm!" — Lebt wohl,
doch lasst,
wenn Euer Wunsch gewährt ist, die Erfüllung
des meinen, Schalnassar, nicht lange anstehn!

Der Schuldner und der armenische Sclave gehen ab, die Stiege hinab.

Schalnassar.

Allein. Er steht auf, dehnt sich, scheint nun viel grösser.

Ein süsser Narr ist das, ein süsser Schwätzer!
„Hört, alter Mann!" „Ich bitt' Euch, alter Mann!"
Ich hörte sagen, seine Frau ist schön

und hat so feuerfarbnes Haar, darin
die Hände, wenn sie wühlen, Gluth und Wellen
zugleich zu spüren meinen. Kommt sie nicht,
so soll sie lernen, auf der nackten Streu
zu schlafen! . . . . . .
. . . . . Schlafenszeit wär' nun für mich!
Man sagt, Genes'ne brauchen langen Schlaf.
Allein, bin ich schon taub, so will ich taub sein
für solche Weisheit. Schlafen ist nichts andres
als voraus sterben. Ich will meine Nächte
zugiessen noch den Tagen, die mir bleiben.
Freigebig will ich sein, wo's mir gefällt:
der Gülistane will ich heute abend
mehr schenken, als sie träumt. Dies giebt den Vorwand,
dass sie die Kammer tauscht und eine grössre
bezieht, die näher meiner. Wenn sie's thut,
soll Saft von Nelken, Veilchen oder Rosen
ihr Bad sein, Gold und Bernstein soll sie trinken,
bis sich das Dach in tollem Schwindel dreht.

Er klatscht in die Hände, ein Sclave kommt, er geht links ab, der Sclave folgt ihm.

Gülistane kommt die Treppe links rückwärts herauf, hinter ihr eine alte Sclavin. Ganem beugt sich spähend oben aus einer Nische vor, kommt die Treppe rechts rückwärts herab.

Ganem.

Nimmt sie bei der Hand.

Mein Traum! wo kommst Du her? Ich lag so lang
und lauerte.

Die alte Sclavin steigt die Treppe hinauf.

Gülistane.

Ich? aus dem Bade steig' ich
und geh' in meine Kammer.

Ganem.

Wie Du funkelst
vom Bad!

Gülistane.

Mein Bad war flüssig glüh'ndes Silber
vom Mond.

Ganem.

Wär' ich der Bäume einer, die dort stehn,
ich würf' mein ganzes Laubwerk bebend ab
und spräng' zu Dir! O wär' ich hier der Herr!

Gülistane.

Ja, wärest Du! Dein Vater ist sehr wohl.
Er bat mich, heut zur Nacht mit ihm zu speisen.

Ganem.

Verdammte Kunst, die dieses Blut erweckte,
das schon so nahe am Erstarren war.
Ich sah ihn diesen Morgen mit Dir reden.
Was war's?

Gülistane.

Ich hab's gesagt.

Ganem.

Sag', war's nicht mehr? Du lügst! es war noch mehr!

Gülistane.

Er fragte —

Ganem.

Was? Doch still, die Wände hören.

Sie flüstert.

Ganem.

Geliebtes!
Indes Du redest, reift in mir ein Plan,
höchst wundervoll, merk auf! und so begründet:
er ist nur mehr der Schatten seines Selbst,
er steht noch drohend da, doch seine Füsse
sind Lehm. Sein Zorn ist Donner ohne Blitz,
und — merk' wohl — all seine Begehrlichkeit
ist nichts als Prahlerei des Alters.

Gülistane.

Nun,
was gründest Du auf dies?

Ganem.

Die grösste Hoffnung.

Er flüstert.

Gülistane.

Allein dies Gift —
gesetzt, es gäbe eins mit solcher Wirkung:
dem Geist nur tödtlich und dem Körper spurlos —
dies Gift verkauft Dir niemand!

Ganem.

Nein, kein Mann,
doch eine Frau —

Gülistane.

Um welchen Preis?

Ganem.

Um den,
dass sie vermählt mich wähnt und zu besitzen
mich wähnt — nachher.

Gülistane.

Dies machst Du keine glauben.

Ganem.

Es giebt schon lange eine, die dies glaubt.

Gülistane.

Du lügst: gerade, sprachst Du, wär' der Plan gereift,
nun aber sagst Du: lange giebt's schon eine.

Ganem.

Die giebt's: ich hab' in dieses Lügennetz
sie eingesponnen, eh ich recht gewusst,
zu welchem Ende. Heute ist mir's klar.

Gülistane.

Wer ist's?

Ganem.

Des ärmlichsten Pastetenbäckers
hinkende Tochter, in der letzten Gasse
des Schifferviertels.

Gülistane.

Wer?

Ganem.

Was thut ein Name? Ihre Augen hingen
so hündisch bang an mir, wenn ich vorbeiging:
es war von den Gesichtern, die mich reizen,
weil sie die Lüge so begierig trinken
und solche Träumereien aus sich spinnen!
Und so blieb ich dort stehn und sprach sie an.

Gülistane.

Und wer schafft ihr das Gift?



Ganem.

Das thut ihr Vater,
indem er's dort verwahrt, von wo sie's stiehlt.

Gülistane.

Wie? ein Pastetenbäcker?

Ganem.

Doch sehr arm
und sehr geschickt, — jedoch für keinen Preis
von uns zu kaufen: denn er ist von denen,
die heimlich einen Theil der heiligen Bücher
verwerfen und von keiner Speise essen,
auf die von unser einem Schatten fiel.
Ich geh' zu ihr, indessen Du mit ihm
zu Abend isst.

Gülistane.

So hat ein jedes sein Geschäft.

Ganem.

Das meine aber soll dem Deinigen
die Wiederholung sparen. Ich bin früh
zurück. Brauch' einen Vorwand. Geh von ihm.
Denn träf' ich Dich mit ihm —

Gülistane.

Hält ihm den Mund zu.

O still, nur still!

Ganem.

Bezwungen.

Wie kühl sind Deine Hände, und wie glüht

zugleich Dein Blut hindurch, Du Zauberin!
Du hältst gefangen mich im tiefsten Thurm
und fütterst mich um Mitternacht mit dem,
was Deine Hunde übrig lassen, schlägst mich,
lässt mich im Staube kriechen.

Gülistane.

Recht! und Du?

Ganem.

Gebrochen von ihrem Blick.

Und ich? (Sieht zu Boden.) Nun eben Ganem heiss'
ich doch!
Ganem der Liebessclave!

Er sinkt vor ihr nieder, umschlingt ihre Füsse.

Gülistane.

Geh nur, geh!
Ich hör' den Vater, geh! Ich heiss' Dich gehn!
Ich will nicht, dass man uns beisammen trifft!

Ganem.

Ich hab' ein eitles inhaltsloses Lächeln,
das trefflich dient, ihm ins Gesicht zu sehn.

Gülistane geht die Treppe hinauf. Der armenische Sclave kommt von unten. Ganem wendet sich, rechts vorne abzugehen.

Der Sclave.

War Gülistane hier?

Ganem.

Zuckt die Achseln.

Der Sclave.

Doch sprachst Du eben.

Ganem.

Mit meinem Hund!

Der Sclave.

So find' ich sie wohl hier

Geht hinauf.

Die Bühne bleibt kurze Zeit leer, dann tritt von links Schalnassar auf mit drei Sclaven, die Geräthe und Schmuck tragen. Er lässt alles an der linken Wand niederstellen, wo ein Tisch mit niedrigen Sitzen befindlich ist.

Schalnassar.

Hier legt dies her! hier dies! und tragt nun auf!

Er geht an die unterste Stufe der Treppe rechts.

Ah, der Genes'ne, sagt man, soll der Sonne
entgegengehn. Nun denn, ich steh' schon hier,

Gülistane kommt die Treppe herab, er führt sie zu den Geschenken.

und weiss nichts mehr von Krankheit, als dass Perlen
ihr Werk sind und der Bernstein, wenn sie Muscheln
zu ihrem Sitz wählt oder Bäume. Wahrlich,
die liegen beide da! Und hier sind Vögel
der Seide recht lebendig eingewebt,
wenn Dir's der Mühe werth, sie anzusehen.

Gülistane.

Dies ist zuviel.

Schalnassar.

Für einen Taubenschlag,
doch nicht für ein Gemach, das gross genug ist,
um unbetäubt den Duft von Rosenöl
zu tragen, den die Krüge hier ausathmen.

Gülistane.

Die wundervollen Krüge!

Schalnassar.

Der ist Onyx,
der Chrysopras, wie? nicht der Rede werth.
Für undurchdringlich gelten sie und lassen
den Duft so durch, als wär' es morsches Holz.

Gülistane.

Wie dank' ich Dir?

Schalnassar.

Versteht nicht.

Gülistane.

Wie ich Dir danken kann?

Schalnassar.

Indem Du alles dies
vergeudest: diesen Tisch von Sandelholz
und Perlmutter brauch' in kühlen Nächten
statt dürrer Zweige, Dir das Bad zu wärmen
und achte, wie das Feuer sprüht und duftet.

Man hört unten einen Hund anschlagen, dann mehrere.

Gülistane.

Durchsichtige Gewebe!

Hebt sie empor.

Schalnassar.

Todtes Zeug!
Ich bring' Dir einen Zwerg, der zwanzig Stimmen
von Menschen und von Thieren in sich hat.

Statt Papagei'n und Affen schenk' ich Dir
sehr sonderbare Menschen, Ausgeburten
von Bäumen, die sich mit der Luft vermählen.
Die singen nachts.

Gülistane.

Ich will Dich küssen!

Das Anschlagen der Hunde wird stärker, scheint näher.

Schalnassar.

Sag', ob junge Männer besser
verstehn zu schenken?

Gülistane.

Was für Stümper sind die
in dieser Kunst, und welch ein Meister Du!

Der armenische Sclave kommt, zupft Schalnassar am Kleide, flüstert.

Schalnassar.

Ein Mädchen, sagst Du? wohl ein Weib, doch jung,
wie? ich versteh' Dich nicht!

Gülistane.

Von welchem Weib ist da die Rede, Liebster?

Schalnassar.

Von keinem. „Bleib" sprach ich zu diesem da,
und Du misshörtest mich.

Zum Sclaven.

Sprich hier, und leise!

Der Sclave.

Sie ist halbtodt vor Angst, ein Wegelagrer

war hinter ihr: dann rissen sie die Hunde
zu Boden. Ohne Athem fragte sie:
„Ist dies Schalnassars Haus, des Teppichhändlers?"

Schalnassar.

Es ist des süssen Narren Weib. Er schickt sie!
Sei still!

Geht zu Gülistane, die eine Perlenschnur um den Hals legt.

O schön! sie sind den Platz nicht werth!

Tritt wieder zu dem Sclaven.

Der Sclave.

Sie redet auch von Ganem.

Schalnassar.

Meinem Sohn!
Gleichviel! Sag: ist sie schön?

Der Sclave.

Mir schien sie's.

Schalnassar.

Wie?

Der Sclave.

Allein entstellt von Angst.

Gülistane.

Geschäfte?

Schalnassar.

Zu ihr.

Kcines,
als Dir zu dienen.



Greift hin, ihr die Spange am Nacken zu schliessen; es gelingt ihm nicht.

Gülistane.

Aber!

Schalnassar.

Greift sich ans Auge.

Eine Ader
sprang mir im Aug'. Ich muss Dich tanzen sehn,
dann saugt das Blut sich auf.

Gülistane.

Wie wunderlich!

Schalnassar.

Thu's mir zulieb!

Gülistane.

Da muss ich mir mein Haar
aufstecken.

Schalnassar.

Steck' Dir's auf! Ich kann nicht leben,
Solang Du Dich verweilst.

Gülistane geht die Treppe hinauf.

Zum Sclaven.

Führ' sie herauf:
sag' nichts als dies: hier stünde, den sie sucht.
Merk: den sie sucht, nicht mehr!

Geht auf und nieder, der Sclave ab.

So arglos ist kein Mensch, ich will nicht glauben,
dass es dergleichen Narren giebt! Was Wegelagrer
Er schickt sie her, und was dem widerspricht,

ist aufgeschminkt.
Ich dachte nicht, dass diese Nacht dies bringt,
doch Gold treibt dieses alles aus dem Nichts!
Ich will sie hüten, wenn sie mir gefällt:
ihr eigner Mann soll ihr Gesicht nicht mehr
zu sehn bekommen! goldne Kettchen leg' ich
um ihre Knöchel!
Ich will mit zweien hausen und sie zähmen,
dass sie in einem Reif wie Papageien
sich schaukeln.

Der Sclave führt Sobeide die Treppe herauf. Sie ist verstört, ihre Augen wie erweitert, ihr Haar zerrüttet, die Perlenschnüre herabgerissen. Sie trägt keinen Schleier mehr.

Schalnassar.

Käm' mein Sohn vor Aerger um!
Ei da! und wie sie sich verstellt und zittert!

Er winkt dem Sclaven zu gehen.

Sobeide.

Sieht ihn angstvoll an.

Bist Du der Schalnassar?

Schalnassar.

Ja. Und Dein Mann —

Sobeide.

Mein Mann? wie weisst Du das? bin ich denn nicht
gerade jetzt . . . . war alles nicht heut nacht? . . .
Wie . . . . oder Du erräthst?

Schalnassar.

So neckisch rede

mit einem jungen Affen. Ich bin alt
und weiss, wie viel ich Macht hab' über Euch.

Sobeide.

Wohl hast Du Macht, doch wirst Du sie nicht brauchen,
mir wehzuthun.

Schalnassar.

Nein, beim wahrhaft'gen Licht!
Doch ich bin nicht geschaffen, süss zu reden,
noch viel zu reden.
Befliss'ne Schmeichelei liegt hinter mir:
der Mund, der einer Frucht den Saft aussaugt,
ist stumm. Und dies ist das Geschäft des Herbstes.
Mag immerhin der Frühling süsser duften,
der Herbst verlacht den Frühling! Sieh nicht so
auf meine Hand. Weil sie voll Adern ist,
Gerank, darin der Lebenssaft erstarrt, —
o, sie ergreift Dich noch und kann Dich halten!
Schon weh! ich will's mit einer Perlenschnur
umwickeln, komm!

Will sie fortziehen.

Sobeide.

Macht sich los.

Erbarm' Dich meiner, Du, mein armer Kopf
ist ganz zerrüttet! Redest Du mit mir?
Sag, Du bist trunken oder willst mich narren!
Weisst Du denn, wer ich bin? Doch ja, Du sprachest
von meinem Mann! Heut war mein Hochzeitstag!
Weisst Du das? Heut! wie ich mit ihm allein war,
mit meinem Mann, da kam es über mich,
ich weinte laut, und wie er fragte, dann

erhob ich meine Stimme gegen ihn
und sagte ihm von Ganem, Deinem Sohn,
alles! ich sag' Dir später, wie es war.
Jetzt weiss ich's nicht. Nur dies: er hat die Thür
mir aufgethan, in Güte, nicht im Zorn,
und mir gesagt: ich bin nicht seine Frau:
ich kann hingehen, wo ich will. — So geh
und hol' mir Ganem! geh und hol' ihn mir!

Schalnassar.

Greift zornig in seinen Bart.

Verdammtes Blendwerk! welcher Teufel liess
Dich ein?

Sobeide.

Die Tochter Bachtjars bin ich, lieber Herr,
des Juweliers.

Schalnassar.

Klatscht in die Hände, der Sclave kommt.

Ruf' Ganem!

Sobeide.

Unwillkürlich laut.

Ruf' ihn her!

Schalnassar.

Zum Sclaven.

Hinauf die Mahlzeit! Ist der Zwerg bereit?

Der Sclave.

Er wird gefüttert; wenn er hungrig ist,
ist er zu boshaft.



Schalnassar.

Gut, dies will ich ansehn.

Geht mit dem Sclaven links vorne ab.

Sobeide.

Allein.

Nun bin ich hier. Wie, fängt das Glück so an?
Ja, dies hat kommen müssen, diese Farben
kenn' ich aus meinen Träumen, so gemischt.
Aus Bechern trinken wir, die uns ein Kind,
durch Blumenkränze mit den Augen leuchtend,
hinhält — doch aus den Wipfeln eines Baumes
da fallen schwarze Tropfen in den Becher
und mischen Nacht und Tod in unsern Trunk.

Sie setzt sich auf die Bank.

In alles, was wir thuen, ist die Nacht
vermengt, selbst unser Aug' hat was davon:
das Schillernde in unseren Geweben
ist nur ein Einschlag, seine wahren Fäden
sind Nacht.
Der Tod ist überall: mit unsern Blicken
und unsern Worten decken wir ihn zu,
und wie die Kinder, wenn sie was verstecken
im Spiel, vergessen wir sogleich, dass wir's
nur selber sind, die ihn vor uns verstecken.
O wenn wir Kinder haben, müssen sie
das alles lange, lange nicht begreifen.
Ich hab's zu früh gewusst. Die schlimmen Bilder
sind immerfort in mir: sie sitzen immer
in mir wie Turteltauben in den Büschen
und schwärmen gleich hervor.

Sie sieht auf.

Doch nun wird Ganem kommen! Wenn mein Herz
nur nicht mein ganzes Blut so in sich presste.
Ich bin zum sterben müd. Ich könnte schlafen.

Mit mühsamer Lebhaftigkeit.

Ganem wird kommen! dann ist alles gut!

Sie athmet den Duft von Rosenöl und wird die kostbaren Dinge gewahr.

Wie alles dies hier duftet! wie es funkelt!

Mit erschrockenem Staunen.

Und da! Weh mir, dies ist des Reichthums Haus,
blödsinnige, belogne Augen, seht!

Sie erinnert sich fieberhaft.

Und dieser Alte wollte Perlenschnüre
mir um die Hände winden: sie sind reich!
und „arm" war seines Mundes zweites Wort!
So log er, log nicht einmal, hundertmal!
ich sah sein Lächeln, wenn er log, ich fühl's,
es würgt mich hier!

Sie sucht sich zu beruhigen.

Oh! wenn er log — es giebt dergleichen Dinge,
die eine Seele zwingen! und sein Vater —
ich hab' um meinen Vater viel gethan! —
sein Vater dies? dies würgt mich noch viel mehr!
muthloses Herz, er kommt, und irgend etwas
enthüllt sich, alles dies begreif' ich dann,
begreif' ich dann, —

Sie hört Schritte, blickt wild umher, dann angstvoll.

Komm! lass mich nicht allein!

Gülistane und eine alte Dienerin steigen die Treppe herab und gehen zu den Geschenken bei dem Tisch.

Sobeide.

Auffahrend.

Ganem! bist Du es nicht?

Gülistane.

Halblaut.

Sie ist verrückt.

Sie lädt der Sclavin die Geschenke eines nach dem anderen auf die Arme.

Sobeide.

Steht in einiger Entfernung von ihr.

Nein, Fräulein, nicht verrückt. Seid nur nicht bös.
Die Hunde sind mir nach! zuerst ein Mensch!
Ich bin fast todt vor Angst! Er ist mein Freund,
er wird Euch sagen, wer ich bin. Ihr wisst nicht,
was Angst aus einem Menschen machen kann.
Sagt, Fräulein, fürchten wir uns denn nicht alle
selbst vor Betrunknen? und der war ein Mörder!
Ich bin nicht muthig, und ich hab' ihn doch
mit einer Lüge, die mir wie der Blitz
in meinen armen Kopf gefahren ist,
für eine Weile weggehalten — dann
ist er gekommen, seine Hände waren
schon da! Habt Mitleid mit mir! seid nicht zornig.
Ihr sitzt da an dem schönen Tisch mit Lichtern,
ich stör' Euch auf. Doch seid Ihr seine Freunde,
er wird Euch Alles sagen. Und dann später,
wenn wir uns sehn und Ihr mich besser kennt,
dann lachen wir zusammen noch darüber.

Schaudernd.

Jetzt könnt' ich noch nicht lachen!

Gülistane.

Sich zu ihr umwendend.

Wer ist Dein Freund? wer wird uns Alles sagen?

Sobeide

Arglos freundlich.

Ei, Ganem.

Gülistane.

Was hast Du hier
für ein Geschäft?

Sobeide.

Tritt näher, sieht sie starr an.

Wie, bist Du nicht die Wittwe
Kamkars, des Schiffshauptmanns?

Gülistane.

Und Du die Tochter
Bachtjars, des Juweliers?

Sie betrachten einander aufmerksam.

Sobeide.

Nach einer Pause.

Es ist lang her,
dass wir einander sahn.

Gülistane.

Was kommst Du, hier
zu thun?

Sobeide.

So lebst Du hier? — Ich komm' den Ganem

stockend

um ein Ding fragen — dran sehr Vieles hängt
— für meinen Vater —

Gülistane.

Hast ihn lange nicht
gesehn, den Ganem?

Sobeide.

Fast ein Jahr ist das.
Dass Kamkar starb, Dein Mann, ist nun vier Jahr.
Ich weiss den Tag. Und wie lang lebst Du hier?

Gülistane.

Verwandte sind's zu mir. Was kümmert's Dich,
wie lang. Zwar, eben drum: nun seit drei Jahren.

Sobeide.

Schweigt.

Gülistane.

Zu der Sclavin.

Sieh zu, dass nichts hinunterfällt. Die Matten
hast Du?

Zu Sobeide.

Kann sein, wenn eine liegen bliebe
und Ganem fände sie, es fiel' ihm ein,
die Wange drauf zu betten, weil mein Fuss
darauf geruht, und was Du dann auch redest,
so wär' er taub für Deine Sache! Fänd' er
vielleicht die Nadel, die aus meinem Haar
gefallen ist und etwa danach duftet:

er säh' Dich nicht, so hingen seine Sinne
an dieser Nadel.

Zu der Sclavin.

Geh, heb' sie mir auf!
Ei, bück' Dich doch!

Sie stösst die Sclavin, Sobeide bückt sich schnell und hält der Sclavin die Nadel hin. Gülistane nimmt ihr die Nadel aus der Hand und sticht nach Sobeide.

Sobeide.

Weh', warum stichst Du mich?

Gülistane.

Damit ich Dir zuvorkomm', kleine Schlange.
Geh, Dein Gesicht ist solch ein eitles Nichts,
man sieht Dir an, was Du verbergen willst.
Geh wieder heim, ich rathe Dir. Du komm
und schlepp, soviel Du kannst.

Zu Sobeide.

Was mein ist, merk',
das halte ich und wahr' es mir vor Dieben!

Sie geht mit der Sclavin die Treppe hinauf.

Sobeide.

Allein.

Was bleibt mir nun? Wie kann das noch gut werden,
was so beginnt? Nein, nein, mein Schicksal will
mich prüfen! Was soll dieses Weib ihm sein?
Dies ist nicht Liebe, dies ist Lust, ein Ding,
das Männern nöthig ist zu ihrem Leben.

Fieberhaft hastig.

Er kommt und wirft dies ab mit einem Wort



und lacht mich aus. Steht auf Erinn'rungen!
jetzt oder nie bedarf ich Eurer! weh,
dass ich Euch rufen muss in dieser Stunde!
Kommt keine seiner Mienen mir zurück?
kein unzweideutig Wort? ah, Worte, Mienen,
aus Luft gewobner Trug! ein schweres Herz
hängt sich an Euch und ihr zerreisst wie Spinnweb
Fahr' hin Erinnerung, ich hab' mein Leben
heut hinter mich geworfen, und ich steh'
auf einer Kugel, die ins Ungewisse rollt!

Immer erregter.

Ganem wird kommen, ja, sein erstes Wort
zerreisst die Schlinge, die mich würgen will;
er kommt und nimmt mich in den Arm — ich triefe
von Schreck und Grau'n anstatt von Duft und Salben —
ich schweig' von allem, ich häng' mich an ihn
und trink' die Worte ihm vom Mund. Sein erstes,
sein erstes Wort wird alle Angst betäuben ....
er lächelt alle Zweifel weg ... er scheucht ....
wenn aber nicht? ... ich will nicht denken! will
nicht!

Ganem kommt die Treppe herauf.

Sobeide.

Schreit auf

Ganem!

Sie läuft auf ihn zu, befühlt seine Haare, sein Gesicht, fällt vor ihm nieder, drückt den Kopf an ihn, zwischen krampfhaftem Lachen und Weinen.

Hier bin ich! nimm mich, nimm mich! halt' mich fest!
Sei gut zu mir! Du weisst ja alles nicht!
Ich kann noch nicht .... Wie schaust Du mich
denn an?

Sie steht wieder auf, tritt zurück, sieht ihn mit entsetzlicher Spannung an.

Ganem.

Bleibt vor ihr stehen.

Du?

Sobeide.

In fliegender Eile.

Ich gehör' Dir, Ganem! ich bin Dein!
Frag' mich jetzt nicht, wie dies gekommen ist:
dies ist der Kern von einem Labyrinth,
wir stehn nun einmal hier! Sieh mich doch an!
Er selber hat mich freigegeben! er ....
Mein Mann. — Was wechselt Dein Gesicht jetzt so?

Ganem.

Um gar nichts. Tritt hierher, man hört uns etwa —

Sobeide.

Ich fühl', es ist an meinem Wesen etwas,
das Dir missfällt. Warum verbirgst Du mir's?

Ganem.

Was willst Du?

Sobeide.

Ich will nichts, als Dir gefallen.
Hab' Nachsicht mit mir. Sag' worin ich fehle:
ich will so folgsam sein! War ich zu kühn?
Siehst Du, es ist nicht meine Art: mir ist,
als hätt' mich diese Nacht mit ihren Fäusten
gepackt und hergeworfen, ja, mir schaudert
vor allem, was ich dort vermocht zu reden,
und dass ich dann vermocht, den Weg zu gehn.
Missfällt Dir, dass ich's konnte?

Ganem.

Warum weinst Du?

Sobeide.

Du hast die Macht, mich so veränderlich
zu machen. Ich muss lachen oder weinen,
erröthen und erblassen, wie Du's willst.

Ganem.

Küsst sie.

Sobeide.

Wenn Du mich küssest, sieh mich anders an!
Nein. Ich bin Deine Magd. Thu, wie Du willst.
Lass mich hier lehnen. Ich will sein wie Lehm
in Deinen Händen und an nichts mehr denken.
Was runzelst Du die Stirn?

Ganem.

Weil Du nun bald schon
nach Hause musst. Was lächelst Du?

Sobeide.

Ich weiss doch,
Du willst mich nur versuchen.

Ganem.

Nein, wahrhaftig,
da irrst Du Dich. Was meinst Du denn? Ich
kann Dich
nicht hier behalten. Sag' mir, ist Dein Mann
denn über Land gereist, dass Du nicht Furcht hast?

Sobeide.

Ich bitte, hör' nun auf, ich kann nicht lachen!

Ganem.

Nein, ganz im Ernst: wann soll ich zu Dir kommen?

Sobeide.

Zu mir, wozu? Du siehst, ich bin doch hier:
Sieh, hier zu Deinen Füssen setz' ich mich:
ich hab' sonst kein Daheim als wie die Streu
zur Seite Deinem Hund, wenn Du mich sonst
nicht betten willst. Und niemand wird mich holen!

Er hebt sie auf.

Ganem.

Klatscht vergnügt in die Hände.

Vortrefflich! wie Du Dich verstellen kannst,
wo's die Gelegenheit erheischt! bei Gott,
es steht Dir prächtig! und es soll uns nützen!
Jetzt wird's am freien Spielraum nicht mehr fehlen,
uns furchtlos unsrer Lust zu überlassen —
Wann soll ich zu Dir kommen?

Sobeide.

Zurücktretend.

Ich bin wahnsinnig!
mein Kopf ist schuld, dass ich Dich andre Worte,
als Du in Wahrheit redest, reden höre!
Ganem, so hilf mir! hab' Geduld mit mir!
Was ist heut für ein Tag?

Ganem.

Wozu das jetzt!

Sobeide.

Es bleibt nicht so, es ist nur von der Angst,
und weil ich in der einen Nacht zuviel

hab' fühlen müssen, das hat mich zerrüttet.
Heut war mein Hochzeittag: wie ich allein war
mit meinem Mann, hab' ich geweint und ihm
gesagt, es ist um Dich: er hat die Thür
mir aufgethan. —

Ganem.

Ich wett', er hat die Fallsucht
und wollte frische Luft. Du bist zu närrisch!
Lass mich Dein Haar auflösen und Dich küssen.
Dann aber schnell nach Haus: was später kommt,
soll besser werden als der Anfang heute!

Er will sie an sich ziehen.

Sobeide.

Macht sich los, tritt zurück.

Ganem! er hat die Thür mir aufgethan
und mir gesagt: ich bin nicht seine Frau,
ich kann hingehen, wo ich will .... der Vater
ist los von seinen Schulden .... und mich lässt er
hingehen, wo ich will .... zu Dir, zu Dir!

Sie bricht in Schluchzen aus.

Ich lief, da war der Mensch, der mir den Schmuck
wegnahm und mich umbringen wollte — dann
die Hunde —

mit dem Ausdruck kläglicher Verlassenheit

und jetzt bin ich hier, bei Dir!

Ganem.

Unaufmerksam, nach rückwärts horchend.

Mir ist, ich hör' Musik! hörst Du's nicht auch —
von unten?

Sobeide.

Dein Gesicht und noch etwas,
Ganem, erfüllen mich mit grosser Angst —
Hör' nicht auf dies, hör' mich! hör mich, ich bitte!
Hör' mich, die Deinem Blick mit offner Seele
daliegt, die ihres Blutes Fluth und Ebbe
vom Wechsel Deines Angesichts empfängt:
Du hast mich einst geliebt — dies, scheint mir, ist
vorbei —
Was dann geschah, ist meine Schuld allein:
Dein Glanz schwoll an in meinem trüben Sinn
wie Mond im Dunst — —

Ganem.

Horcht nach rückwärts.

Sobeide.

Immer wilder.

Gesetzt, ich war Dir nichts:
warum dann logst Du? wenn ich Dir was war,
warum hast Du gelogen? Sprich zu mir —
bin ich Dir nicht der Antwort werth?

Sonderbare Musik draussen und Stimmen.

Ganem.

Bei Gott,
es ist des Alten Stimme und die ihre!

Die Treppe herunter kommt ein flötenspielender Zwerg und ein weibisch aussehender Sclave, der eine Laute spielt, voraus Andere mit Lichtern, dann Schalnassar, auf Gülistane gestützt, zuletzt ein Verschnittener mit einer Peitsche im Gürtel.

Gülistane macht sich los, tritt nach vorne, scheinbar auf dem Boden etwas suchend, die Anderen kommen auch nach vorne. Die Musik verstummt.



Gülistane.

Ueber die Schulter, zu Schalnassar.

Mir fehlt ein Büchslein, ganz von dunklem Onyx,
mit Salbe voll. Bist Du noch immer da,
Du Tochter Bachtjars! Auf, und bück' Dich doch,
ob Du's nicht finden kannst!

Sobeide.

Schweigt, sieht auf Ganem.

Schalnassar.

So lass und komm!
ich schenk' Dir hundert andre.

Gülistane.

Doch die Salbe
war ein Geheimniss!

Ganem.

Dicht bei Gülistane.

Wozu soll der Aufzug?

Schalnassar.

Was kommst Du nicht? wer alt ist, kann nicht warten!
Und Ihr, voran! macht Lärm und tragt die Lichter!
Betrinkt Euch: was hat Nacht mit Schlaf zu thun?
Voran bis an die Thür, dort bleibt zurück!

Die Sclaven stellen sich wieder in Ordnung.

Ganem.

Wüthend.

Was Thür? an welche Thür?

Schalnassar.

Zu Gülistane, die sich an ihn lehnt.

Antwort' ich ihm?
Es ist, um Dir zu schmeicheln! Thu ich's nicht,
geschieht's, um Dir zu zeigen, dass mein Glück
der Schmeichelei des Neides nicht bedarf.

Ganem.

Zu Gülistane.

Sag' nein! sag', dass er lügt!

Gülistane.

Geh, guter Ganem,
und lass uns durch, Dein Vater ist genesen,
darüber freu'n wir uns. Was stehst Du finster?
Man muss sich doch mit den Lebend'gen freu'n,
so lang sie leben.

Sieht ihm unter die Augen.

Ganem.

Reisst dem Verschnittenen die Peitsche weg.

Wozu trägst Du die Peitsche, altes Weib?
Stieb auseinander, krüppelhafte Narrheit!

Er schlägt auf die Musiker und die Lichter ein, wirft dann die Peitsche weg.

Schamlose Lichter, aus! und Du, zu Bett,
geschwollner Leib! ihr, aufgeblähte Adern!
ihr, rothe Augen! Du, verfaulter Mund!
fort in ein ungesellig Bett! und Nacht,
lautlose Nacht statt unverschämter Fackeln
und frecher Pfeifen!

Er weist den Alten hinaus.

Schalnassar.

Bückt sich mühsam um die Peitsche.

Mir die Peitsche, mir!

Sobeide.

Schreit auf.

Sein Vater! beide, um das Weib! die beiden!

Gülistane.

Windet dem Alten die Peitsche aus der Hand.

Geh selber doch zu Bett, jähzorniger Ganem,
und lass beisammen, was beisamm' sein will!
Schilt Deinen Vater nicht! Ein alter Mann
weiss richtiger zu schätzen, und ist treuer
als eitle Jugend. Hast Du nicht Gesellschaft?
Des Bachtjar Tochter steht doch da im Dunklen:
ich hab' oft sagen hören, sie wär' schön.
Auch weiss ich wohl, Du warst verliebt in sie.
Nun gute Nacht.

Sie wenden sich alle zum Gehen.

Ganem.

Wild.

Geh nicht mit ihm!

Gülistane.

Ueber die Schulter zurück.

Ich geh,
wohin mein Herz mich heisst.

Ganem.

Flehend.

Geh nicht mit ihm!

Gülistane.

Ei, lass uns durch! auch morgen ist ein Tag.

Ganem.

An der Treppe vor ihr liegend.

Geh nicht mit ihm!

Gülistane.

Umgewandt.

Du Tochter Bachtjars,
so halt' ihn doch! ich will ihn nicht! ich trete
mit meinem Fuss nach seinen Händen! Du!

Sobeide.

Wie von Sinnen.

Ja! ja! wir wollen einen Reigen tanzen!
Gieb mir die Hand! und ihm! und ich dem Alten!
Wir wollen unser Haar auflösen: welche
das längre Haar hat, soll den Jungen haben
für heut — und morgen wieder umgekehrt!
Gemeinheit hat den Thron! die Lügen triefen
vom menschlichen Gesicht wie Gift vom Molch!
Ich will mein Theil von Eurer Lustigkeit!

Zu Ganem, der den Hinaufsteigenden zornig nachsieht.

Hinauf! stiehl sie dem Vater aus dem Bett,
würg' ihn im Schlaf: ein Trunkner wehrt sich nicht!
Ich seh' Dir's an: Du stirbst, mit ihr zu liegen!
Wenn Du sie satt bist oder wechseln willst,
dann komm zu mir, wir wollen leise gehn,
mein alter Mann hat keinen tiefen Schlaf,
nicht so wie die, die dies anhören können
und schlafen gehn dabei!

Sie wirft sich zu Boden.

Ich will dies ganze Haus
aufheulen aus dem Schlaf mit Schmach und Zorn
und Jammer . . . .

Sie liegt stöhnend.

. . . . O, Dich hab' ich so geliebt.
und Du zertrittst mich so!

Ein alter Sclave zeigt sich rückwärts, löscht Lichter aus, isst eine herabgefallene Frucht.

Ganem.

Schlägt jähzornig in die Hände.

Auf! schafft sie fort! hier ist ein Weib, das schreit.
Ich kenn' sie kaum! sie sagt, es ist um mich!
Ihr Vater wollte sie dem reichen Mann
verkuppeln, aber sie verdreht das Ganze
und sagt, ihr Mann wär' auch ein solcher Kuppler,
und der ist nur ein Narr, soviel mich dünkt.

Er tritt nahe an sie heran, mitleidig spöttisch.

Ihr seid doch allzu gläubig. Doch daran
Ist Eure Art mehr schuld als unsre Kunst.
Nein, steh' nur auf, ich will Dich nicht mehr ärgern.

Sobeide.

Richtet sich auf, ihre Stimme ist hart.

So war an allem nichts, und hinter allem
ist nichts. Von allem dem werd' ich nicht rein:
was heut in mich kam, kann nicht mehr heraus.
Aus Anderen vielleicht. Ich bin zu müd.

Sie steht.

Fort, fort! Ich weiss, wohin ich geh! nur hier
hinaus!

Der alte Sclave ist langsam die Stiege hinabgegangen.

Ganem.

Ich halt' Dich nicht. Allein den Weg —
wirst Du den finden? Zwar, Du fandest ihn ....

Sobeide.

Den Weg! den gleichen Weg!

Sie schaudert.

Der alte Mann
soll mit mir gehn. Ich hab' nicht Furcht, ich will
nur nicht allein sein: erst bis wieder Tag ist —

Ganem.

Geht nach rückwärts, holt den alten Sclaven zurück.

Sobeide.

Mir ist, ich trüg' ein Kleid, daran die Pest
und grauenvolle Spur von Trunkenheit
und wilden Nächten klebte, und ich brächte
es nicht herunter als mit meinem Leib zugleich.
Jetzt muss ich sterben, dann ist alles gut.
Doch schnell, bevor dies schattenhafte Denken
an meinen Vater wieder Blut gewinnt:
sonst wird es stark und zieht mich noch zurück,
und ich muss weitergehn in meinem Leib.

Ganem.

Führt den Alten langsam vor.

Merk' auf. Dies ist des reichen Chorab Frau.
Verstehst Du mich?

Der Alte.

Nickt.

Des reichen!



Ganem.

Wohl. Die sollst Du
begleiten.

Der Alte.

Wie?

Ganem.

Du sollst den Weg sie führen
bis an ihr Haus.

Der Alte.

Nickt.

Sobeide.

Bis an die Gartenmauer.
Von dort weiss ich allein, wohin ich soll.
Will er das thun? Ich dank' Dir. Das ist gut,
sehr gut. Komm, alter Mann, ich geh' mit Dir.

Ganem.

Geht hier den Gang, der Alte weiss den Weg.

Sobeide.

Er weiss ihn, das ist gut, sehr gut. Wir gehn.

Sie gehen durch die Thür rechts ab. Ganem wendet sich,
die Treppe hinaufzugehen.

Verwandlung.

III.

Der Garten des reichen Kaufmannes. Von vorne rechts läuft die hohe Gartenmauer nach links rückwärts. In ihr ist ein kleines vergittertes Pförtchen, zu dem Stufen führen. Links verläuft sich ein gewundener Weg zwischen Bäumen. Es ist früher Morgen. Die Büsche sind mit Blüthen beladen und die Wiesen stehen voller Blumen. Im Vordergrund sind der Gärtner und seine Frau beschäftigt, zarte blühende Sträucher aus einer offenen Trage zu nehmen und im ausgegrabenen Boden umzusetzen.

Der Gärtner.

Dort kommen schon die Andern. Nein, das ist
ein Einzelner .... der Herr!

Die Frau.

Der Herr? am Morgen
nach seiner Hochzeit vor der Sonne auf,
im Garten und allein. Das ist kein Mann
wie andre Männer.

Der Gärtner.

Schweig. Er kommt hierher.

Der Kaufmann.

Tritt langsam von links her auf.

Die Stunde, wo die Sonne noch nicht auf ist
und alle Zweige in dem todten Licht
dahängen ohne Glanz, ist fürchterlich.
Mir ist, als säh' ich diese ganze Welt
zurückgestrahlt von einem grauenhaft

entseelten Spiegel, öde wie mein innres Auge!
O welkten alle Blumen! wär' mein Garten
ein giftiger Morast, ganz ausgefüllt
mit den verfaulten Leibern seiner Bäume!
und meiner mitten drunter!

Er zerpflückt einen blühenden Zweig, dann hält er inne und lässt ihn fallen.

Ei, ein Geck!
ein alter Geck, so alt als melancholisch,
so lächerlich als alt! ich will mich setzen
und Kränze winden und ins Wasser weinen!

Er geht ein paar Schritte weiter, fährt wie unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen.

O wie ist dies von Glas, und wie der Finger,
mit dem das Schicksal daran pocht, von Eisen!
Die Jahre setzen keine Ringe an
und legen keine Panzer hier herum.

Er geht wieder ein paar Schritte, stösst dabei auf den Gärtner, der seinen Strohhut abnimmt; fährt aus seinen Gedanken auf, sieht den Gärtner fragend an.

Der Gärtner.

Dein Diener Scheriar, Herr, der dritte Gärtner.

Der Kaufmann.

Wie? Scheriar, wohl. Und diese ist Dein Weib?

Der Gärtner.

Ja, Herr.

Der Kaufmann.

Allein sie ist um Vieles jünger



wie Du. Und einmal kamst Du zu mir klagen,
dass sie mit einem Burschen — welcher war's?

Der Gärtner.

Der Eseltreiber war's.

Der Kaufmann.

Da jagt' ich den
aus meinem Dienst, und sie lief Dir davon.

Der Gärtner.

Sich verneigend.

Du kennst die Wege aller heiligen Sterne,
doch Du erinnerst Dich der Raupe auch,
die einmal neben Deinen Füssen kroch.
Es ist so, Herr. Doch kam sie mir zurück
und lebt seitdem mit mir.

Der Kaufmann.

Und lebt mit Dir!
Der Bursche schlug sie wohl! Du aber nicht!

Er wendet sich ab, sein Ton wird bitter.

Wir wollen uns nur zueinander setzen
ins Gras, und Eins dem Andern die Geschichte
erzählen! Lebt mit ihr! er hat sie doch!
Besitz ist alles! Welch' ein Narr ist das,
der das Gemeine schmäht, da doch das Leben
gemacht ist aus Gemeinem durch und durch!

Er geht mit starken Schritten rechts vorne weg.

Die Frau.

Zum Gärtner.

Was hat er Dir gesagt?

Der Gärtner.

Nichts, nichts.

Sobeide und der Kameeltreiber erscheinen an dem Gitterthürchen.

Die Frau.

Du, weisst Du was?

Näher kommend.

Schau! dort
die Frau! das ist die junge Frau
des Herrn! schau, wie verstört sie aussieht.

Der Gärtner.

Kümmer' Dich
um Deine Sach'!

Die Frau.

Schau, sie ist ohne Schleier,
und wer bei ihr ist. Schau. Das ist doch keiner
von unsern Dienern, sag'?

Der Gärtner.

Ich weiss nicht.

Sobeide streckt ihren Arm durch das Gitter, nach dem Schloss suchend.

Die Frau.

Du!
Sie will herein. Hast Du den Schlüssel?

Der Gärtner.

Aufschauend.

Wohl,
Den hab' ich, und da sie die Herrin ist,
so dient man ihr, eh sie den Mund aufthut.

Er geht hin und sperrt auf. Sobeide tritt ein, hinter ihr der Alte. Der Gärtner sperrt wieder zu. Sobeide geht mit verlorenem Blick nach vorne. der Alte hinter ihr. Der Gärtner geht an ihr vorbei, nimmt den Strohhut ab, will wieder an seine Arbeit. Die Frau steht ein paar Schritte rückwärts, biegt neugierig das Buschwerk auseinander.

Sobeide.

Sag', hier ganz nah ist doch der Teich, nicht wahr,
der grosse Teich, an dem die Weiden stehen?

Der Gärtner.

Nach rechts hin zeigend.

Hier unten liegt er, Frau, Du musst ihn sehen.
Soll ich Dich führen?

Sobeide.

Heftig abwehrend.

Nein, nein, geh nur, geh!

Sie will rechts abgehen, da hält sie der Alte am Kleid zurück. Sie wendet sich um.

Der Alte.

Hält bettelnd die Hand hin, zieht sie verlegen gleich wieder zurück.

Sobeide.

Was?

Der Alte.

Du bist nun daheim, ich geh zurück.

Sobeide.

Ja, und ich hab' Dir Deinen Schlaf gestohlen
und geb' Dir nichts dafür. Und Du bist alt
und arm. Allein ich hab' nichts, nichts, gar nichts!
So arm wie ich, war auch kein Bettler je!

Der Alte.

Verzieht sein Gesicht zum Lachen, hält wiederum seine Hand hin.

Sobeide.

Sieht rathlos umher, fährt sich mit der Hand ins Haar, spürt ihre Ohrgehänge von Perlen, macht eines los, dann das andere, giebt sie ihm.

Da nimm, da nimm und geh!

Der Alte.

Schüttelt den Kopf.

O nein, o nein!

Sobeide.

Qualvoll eilig.

Ich geb' sie gern, geh, geh!

Will weg.

Der Alte.

Hält die Ohrgehänge in der Hand.

Nimm sie zurück. Gieb mir ein kleines Stück Geld!
Ich bin ein armer Narr. Sie kämen her,
Schalnassar und die Andern, über mich
und nähmen mir die Perlen. Ich bin alt
und solch ein Bettler! Dies wär' nur mein Unglück!

Sobeide.

Ich hab' nichts Andres. Komm heut abend wieder
und bring' sie hier dem Herrn, er ist mein Mann,
er giebt Dir Geld dafür.

Der Alte.

Bist Du auch hier?

Sobeide.

Frag' nur nach ihm, jetzt geh und lass mich gehn!

Will weg.

Der Alte.

Sie zurückhaltend.

O wenn er gut ist, bitt' ihn Du für mich,
dass er mich in sein Haus nimmt: er ist reich
und hat so viel Gesinde. Ich bin fleissig,
brauch' wenig Schlaf. Doch in Schalnassars Haus
hungert mich abends immer so. Ich will —

Sobeide.

Sich losmachend.

Wenn Du heut abend kommst, so sprich zu ihm:
ich liess' ihn bitten, dass er Dir's erfüllt.
Nun geh, ich bitte Dich, ich hab' nicht Zeit.

Der Alte geht gegen die kleine Thüre, bleibt aber im Gebüsch stehen. Die Gärtnersfrau hat sich von links Sobeiden genähert. Sobeide geht ein paar Schritte, dann lässt sie den leeren Blick umherschweifen, schlägt sich an die Stirn, als ob sie etwas vergessen hätte. Sie bleibt plötzlich vor der Gärtnersfrau stehen, sieht diese verloren an, dann fragt sie hastig:

Sobeide.

Der Teich ist dort? wie? dort? der Teich?

Zeigt nach links.

Die Frau.

Nein hier.

Zeigt nach rechts.

Hier diesen Weg hinab. Er biegt sich dort,
Du willst den Herrn einholen? er geht langsam:
wenn Du zum Kreuzweg kommst, wirst Du ihn sehn.
Du kannst ihn nicht verfehlen.

Sobeide.

Noch verstörter.

Ich, den Herrn?

Die Frau.

Ei ja, Du suchst ihn doch?

Sobeide.

Ich, ihn? — Ja, ja.
Ich — geh — dann — hin.

Ihr Blick schweift angstvoll umher, haftet plötzlich auf einem unsichtbaren Ziel links rückwärts.

Der Thurm! Er ist verschlossen?

Die Frau.

Der Thurm?

Sobeide.

Die Stiege, ja, zum Thurm?

Die Frau.

O nein!
der Thurm ist nie verschlossen. Auch zur Nacht nicht.
Weisst Du das nicht?

Sobeide.

Ei, ja.

Die Frau.

Willst Du hinaufgehn?

Sobeide.

Mühsam lächelnd.

Nein, nein, jetzt nicht. Vielleicht ein andermal.

Lächelnd, mit einer freundlichen Handbewegung.

Geh nur Geh, geh.

Allein.

Der Thurm! der Thurm!
Und schnell. Er kommt von dort. Gleich ist's zu spät.

Sie sieht sich spähend um, geht erst langsam nach links, läuft dann durchs Gebüsch. Der Alte, der sie aufmerksam beobachtet hat, folgt ihr langsam.

Der Gärtner.

Ist mit seiner Arbeit fertig.

Komm her und hilf mir tragen.

Die Frau.

Ei, ja, gleich.

Sie nehmen die Trage auf und tragen sie weiter nach rechts.

Der Kaufmann.

Tritt von rechts auf.

Ich hab' sie so geliebt! wie gleicht dies Leben
betrügerischen Träumen! Heute, hier
und immer hätt' ich sie besessen! ich!
Besitz ist alles! langsame Gewalt,

einsickernd durch die unsichtbaren Spalten
der Seele, nährt die wundervolle Lampe
im Innern, und bald bricht aus solchen Augen
ein mächtigres und süssres Licht als Mond.
Ich hab' sie so geliebt! ich will sie sehn,
noch einmal sehn. Mein Aug' sieht nichts als Tod:
die Blumen welken sehends wie die Kerzen,
wenn sie ins Laufen kommen, alles stirbt,
und alles stirbt vergeblich, denn sie ist
nicht da —

Der alte Kameeltreiber kommt von links her über die Bühne auf den Gärtner zugelaufen und zeigt diesem etwas, das links in einiger Entfernung und in der Höhe vorzugehen scheint der Gärtner macht die Frau aufmerksam, alle sehen hin.

Der Kaufmann.

Wird dies plötzlich gewahr, folgt mit den Blicken der gleichen Richtung, wird todtenblass.

Gott, Gott! gebt Antwort! da! da! da!
die Frau! da! auf dem Thurm! sie beugt sich vor!
was beugt sie sich so vor? schaut hin! schaut hin!

Die Frau.

Schreit auf und schlägt ihre Hände vors Gesicht.

Der Gärtner.

Läuft nach links, sieht hin, ruft zurück.

Sie lebt und regt sich! Herr! komm diesen Weg!

Der Kaufmann läuft hin. Die Frau hinter ihm.

Gleich darauf bringen der Kaufmann, der Gärtner und die Frau Sobeide getragen, lassen sie im Gras nieder. Der Gärtner legt sein Oberkleid ab und schiebt es ihr unter den Kopf. Der alte Kameeltreiber steht in einiger Entfernung.



Der Kaufmann.

Auf den Knien.

Du athmest! Du wirst leben, Du musst leben!
Du bist zu schön, zu sterben!

Sobeide.

Schlägt die Augen auf.

Lass! ich muss sterben; still, ich weiss es gut.
Mein Lieber, still, ich bitte. Ich hab' nicht
gedacht, Dich noch zu sehn —
Ich hab' Dir abzubitten.

Der Kaufmann.

Zärtlich.

Du!

Sobeide.

Nicht dies!
Dies musste sein. — Von früher, heute Nacht:
ich war mit Dir, wie's keiner Frau geziemt zu sein:
ich that mit meinem ganzen Schicksal so,
wie ich's beim Tanzen thu mit meinen Schleiern:
mit eitlen Händen rührt' ich an mein Selbst.
Sprich nicht! versteh' mich!

Der Kaufmann.

Was geschah Dir — dann?

Sobeide.

Nicht fragen, was geschah; nicht fragen, bitte.
Ich war schon vorher müd, und so am Ende!
Nun ist es leicht. Du bist so gut, ich will
Dir noch was sagen: merk' nur auf. Die Eltern —
Du weisst ja, wie sie sind — Du musst sie nehmen:
ganz zu Dir nehmen.

Der Kaufmann.

Ja, doch Du wirst leben.

Sobeide.

Nein, sag' das nicht: merk' auf: ich möchte manches
noch sagen. Ja, da ist ein alter Mann.
Der ist sehr arm: den nimm auch in Dein Haus
um meinetwillen.

Der Kaufmann.

Nun bleibst Du bei mir:
ich will errathen, was Du willst: so leise
Du athmest, will ich doch die Harfe sein,
die jedem Hauch mit Harmonie antwortet,
bis Du Dich langweilst und sie schweigen heiss'st.

Sobeide.

Lass solche Worte: mir ist schwindlig und
sie flimmern vor den Augen. Klag' nicht viel,
ich bitte Dich. Wenn ich jetzt leben bliebe,
verstümmelt wie ich bin, so könnt' ich Dir
kein Kind je zur Welt bringen, und mein Leib
wär' hässlich anzusehn, und früher, weiss ich,
war ich zuweilen schön. Das könntest Du
nur schwer ertragen und vor mir verbergen.
Allein ich werde ja gleich sterben, Lieber.
Dies ist so seltsam: unsre Seele lebt in uns
wie ein gefangner Vogel. Wenn der Käfig
zerschlagen wird, so ist sie frei. Nein, nein,
Du darfst nicht lächeln: nein, ich fühl' es so;
es ist so. Sieh, die Blumen wissen's auch
und starren so vor Glanz, seit ich es weiss.
Kannst Du es nicht verstehen? merk' auf.

Pause.

Du bist noch da und ich auch immer noch?
Jetzt seh' ich Dein Gesicht, so wie ich's nie
gesehn hab'. Bist Du's denn, Du, mein Mann?

Der Kaufmann.

Mein Kind!

Sobeide.

Aus Deinen Augen lehnt sich so
die Seele, und die Worte, die Du redest, zucken
noch in der Luft, weil Dir das Herz so zuckt,
aus dem sie kommen. Weine nicht, ich kann's
nicht sehn, weil ich Dich nun so lieb hab'. Lass
mich Deine Augen sehn zuletzt. Wir hätten lang
zusammen sein und Kinder haben sollen,
nun ist es schrecklich — für die Eltern!

Sie stirbt.

Der Kaufmann.

Halb gebückt.

So lautlos fällt ein Stern. Mich dünkt, ihr Herz
war mit der Welt nicht fest verbunden. Nichts
bleibt mir von ihr als dieser Blick, dess' Ende
getaucht schon war in starrendes Vergessen,
und Worte, die der falsche Hauch des Lebens
noch im Entfliehen trüglich schwellen liess,
so wie der Wind, eh er sich schlafen legt,
zum Trug die Segel bläht wie nie zuvor.

Er erhebt sich.

Ja, hebt sie auf. So bitter ist dies Leben:
ihr ward ein Wunsch erfüllt: die eine Thür,
an der sie lag mit Sehnsucht und Verlangen,
ihr aufgethan — und so kam sie zurück

III.

III.

DER ABENTEURER UND DIE SÄNGERIN

ODER

DIE GESCHENKE DES LEBENS

IN EINEM AUFZUG (MIT EINER VERWANDLUNG.)

PERSONEN:

Ein Abenteurer, unter dem Namen
Baron Weidenstamm.
Vittoria.
Cesarino.
Lorenzo Venier.
Sein Oheim, der Senator Venier.
Die Redegonda, Sängerin.
Achilles, ihr Bruder.
Marfisa Corticelli, Tänzerin.
Ihre Mutter.
Salaino, ein junger Musiker.
Der Abbate Gamba.
Der Sohn des Banquiers Sassi.
Le Duc, Kammerdiener des Barons.
Ein alter Componist.
Dessen Dienerin.
Ein Juwelier.
Ein fremder älterer Mann.
Drei Musiker.
Diener.

In Venedig, um die Mitte des 18. Jahrhunderts.



In einem venezianischen Palast, den der Baron bewohnt: das Vorzimmer, vielmehr ein hoher geräumiger Vorsaal. Im Hintergrund grosse Thür auf die Treppe, daneben rechts eine kleine Thür ins Dienerzimmer, links ein Fenster in den Hof. Die rechte Wand hat ein vergittertes Fenster auf den Kanal hinaus. An der linken Wand kleine Thür ins Schlafzimmer und noch eine Thür. Der Saal selbst hat Stuckdekoration in Barockgeschmack und kein Mobiliar als einige grosse Armstühle mit verblichener Vergoldung.

Es treten auf: der Baron und Lorenzo. Der Baron in Lila, mit blassgelber Weste, Lorenzo ganz schwarz.

Der Baron tritt zuerst ein, mit den Geberden des Hausherrn.

Baron.

Nein, nein, Ihr müsst mir diese Ehre erweisen, ich thue es nicht anders. Ihr seid ein Edelmann, ich bin ein Edelmann. Ihr heisst Venier, ich heisse Weidenstamm. Ihr gehört zu den Familien, die diese Stadt regieren, ich liebe diese Stadt über alles. Wir finden uns in der Oper, ich will den Namen einer Sängerin wissen, ich sehe mich nach einer Person von Stand um, an die ich meine Frage richten könnte. Eure Haltung, Eure Kleidung, Euer gemessener Blick, Eure wundervoll schönen adeligen Hände ziehen meine Aufmerksamkeit auf sich, und ich finde nichts wünschenswerther, als eine Unterhaltung fortzusetzen, die der Zufall angeknüpft hat.

Venier.

Sie sind sehr gütig, und ich bin umso beschämter als —

Baron.

Wir wollen uns Du sagen, wie in der grossen Welt in Wien und Neapel. Ich will Dir erklären — verzeih. —

Klatscht in die Hände.

Venier.

Stumme Bewegung.

Le Duc tritt von links auf.

Baron.

Le Duc, ich komme an, Niemand ist da, mir aus der Gondel zu helfen. Auf der Treppe ist kein Licht. Im Vorhaus kann man den Hals brechen. Wo ist der Lakai, den Du aufnehmen solltest? Wo ist der Diener, den der Wohnungsvermiether zu schicken versprochen hat?

Zu Venier.

Du musst mich entschuldigen, ich bin noch keine vierundzwanzig Stunden hier und, wie Du siehst, schlecht bedient.

Le Duc.

Euer Gnaden, es waren drei da, aber mit solchen Galgengesichtern —

Baron.

Genug, Du wirst morgen zusehen. Jetzt Lichter, ich habe Spiel! Tokaier, Kaffee!

Zu Venier.

Darf ich Dir sonst etwas anbieten?

Pause, während Le Duc servirt.

Venier.

Sie sind nicht das erste Mal in Venedig, Baron?

Baron.

Wie kannst Du das glauben? Aber Du machst mich unglücklich, ich sehe, Du fühlst Dich nicht zu Hause.

Auf ihn zutretend.

Venier, wir überlegen es uns keinen Augenblick, den zehnten Theil unseres Vermögens hinzulegen, wenn wir unter dem Kram eines Antiquitätenhändlers den Kopf eines sterbenden Adonis oder eine Gemme mit beflügelten Kindern finden. Wir fahren stundenweit ins Gebirge, um die Fresken zu sehen, die eine längstvermoderte Hand an die Wände einer halbverfallenen Kapelle gemalt hat. Wir begehen die grössten Thorheiten um einer Frau willen, die wir im Vorübergehen gesehen haben und um die Bänder eines Mieders aufzulösen, ehe wir wissen, was dieses Mieder verbirgt, setzen wir unser Leben ein und bedenken uns keinen Augenblick. Aber einen Mann, der uns gefällt, anzureden, einen Menschen zu suchen, ein Gespräch, das vielleicht Unendliches bietet, welche Schwerfälligkeit haben wir da, welche Mischung von Bauernstolz und Schüchternheit. Die Zurückhaltung, deren wir uns einer Statue, einem Gemälde, einer Frau gegenüber schämen würden, einem Manne gegenüber scheint sie uns am Platz.

Venier.

Und ist es vielleicht auch eben darum, weil wir Männer sind.

Baron.

Trinkt sein Glas aus.

Du bist ein Venezianer, ich bin's zehnfach!
der Fischer hat sein Netz, und der Patricier
das rothe Kleid und einen Stuhl im Rath,
der Bettler seinen Sitz am Rand der Säule,
die Tänzerin ihr Haus, der alte Doge
den Ehering des Meeres, der Gefang'ne
in seiner Zelle früh den salzigen Duft
und blassen Wiederschein der Purpursonne:
ich schmecke alles dies mit einer Zunge!

Venier.

Für sich.

Wer ist der Mensch?

Baron.

Hoho, ich bin vergesslich.
Wie geht's der schönen Frau des Prokurators
Manin?

Venier.

Die lebt nicht mehr.

Baron.

Die lebt nicht mehr?
Mit den meergrünen Augen!

Venier.

Die ist todt
seit sieben Jahren.

Baron.

Todt? Was Du nicht sagst!

Venier.

So ist es lang, dass Sie den Aufenthalt . . .

Baron.

Recht lang. Drum athm' ich's ein mit solcher Lust.

Er geht ans Fenster rechts.

Zu meiner Zeit sass auch der Alte noch
mit seiner rothen Mütze auf der Treppe
der kleinen Löwen und erzählte Fabeln.

Venier.

Der Cigolotti?

Baron.

Wundervolle Fabeln!
von Serendib und von der Insel Pim-pim.

Er macht das Fenster auf.

Welch eine Luft ist das! In solcher Nacht
ward diese Stadt gegründet. Ihre Augen
schwammen in Lust, er hing an ihrem Hals,
sie tranken nichts als aufgelöste Perlen.

Venier.

Wer?

Baron.

Weisst Du's nicht, weisst Du den Anfang nicht?
Ihr seid die Letzten nur von ihrem Blut.

Venier.

Wovon den Anfang?

Baron.

Von Venedig. Hier
war solch ein öder Wald am Rand des Meeres
wie bei Ravenna. Aber Fischer zogen
an Perlenschnüren und an ihrem langen
goldrothen Haar Prinzessinnen ans Ufer.

Venier.

Prinzessinnen?

Baron.

Von Serendib, was weiss ich!
Sie waren nackt und leuchteten wie Perlen
und lebten mit den Fischern. Andre kamen
dann nach, auf Ungeheuern durch die Luft
und durch das Meer gefahren. Tra la la —

Er sucht eine Melodie.

Wie war das, was sie sang? Tra la la la . . .

Venier.

Aufstehend.

Wer sang?

Baron.

Die Mandane! heut in der Oper.
Oder Zenobia, wie? Sehr schön. Sehr schön.

Er fährt wieder in seiner Erzählung fort.

Doch später dann zerging die Zauberstadt —
nicht ganz! es blieb ein Etwas in der Luft,
im Blut! Mit rosenfarbnen Muschellippen küsste
das Meer und leckte mit smaragdnen Zungen
die Füsse dieser Stadt! Die Kirchen stiegen
wie Häuser der verschwiegnen Lust empor —

Venier.

Sie haben die Beredsamkeit eines Dichters, mein Baron.

Baron.

Oh, eines Liebhabers, höchstens eines Liebhabers.

Venier.

Eines Liebhabers, der sich gerade hier . . .?

Baron.

An die glücklichsten Stunden erinnert, an die unbeschreiblichsten, die unvergesslichsten . . . .

Venier.

Bewegung.

Baron.

Sie war ein Kind und wurde in meinen Armen zum Weib. Ihre ersten Küsse waren unerfahren wie aus dem Nest gefallene junge Tauben, ihre letzten Küsse sogen die Seele aus mir heraus! Wenn sie kam, abends oder in der Früh, schlanker als ein Knabe! sie war in den grossen alten Mantel gewickelt, dann warf sie ihn hinter sich und trat hervor wie ein Reh aus dem Wald.

Venier.

So hinter sich . . . .

Baron.

Den Mantel, ja.

Venier.

Den Mantel, und trat hervor.

Baron.

Sie glühte unter meinen Küssen auf.
Sie hatte einen andern Mantel dann
von nacktem Glanz und ungreifbarem Gold.
Ihr Hals war angeschwollen und ihr Mund
gekrümmt vom Schluchzen grenzenloser Lust.
Beladen war ein jedes Augenlid
mit Küssen, jede Schulter, jede Hüfte!
Ich habe hundertmal im Arm von Andern
der Anderen vergessen, wie durch Dunst
durch ihren Leib hindurch den Perlenglanz
von jenem Leib im Dunkeln schwimmen sehn
und zu mir glühen durch den Dunst goldfarben
ein erbsengrosses Mal an ihrer Brust —

Venier.

Ein Mal! hier! hier?

Zeigt an den Hals.

Baron.

Wie? Hier mich dünkt.

Denkt nach.

Nein, hier.

An der Brust.

Was ficht Dich an?

Venier.

Nicht, nichts, beinahe nichts.

Geht nach rechts vorne.

Baron.

Geht zu Le Duc nach links rückwärts.

Venier.

Rechts vorne stehend.

Ich bin wahnsinnig, meine ganze Angst und Erregung ist sinnlos und ich kann sie nicht bemeistern. Er hat mich in der Oper um ihren Namen gefragt, also kennt er sie nicht. Zwar er könnte sie doch früher gekannt haben und hätte nur wissen wollen, wie sie jetzt heisst. Das Muttermal! Jede zweite Frau hat eines. Und er hat ja die falsche Stelle bezeichnet. Warum fallen mir nur die Punkte auf, die meinen Verdacht bestätigen, nicht die, die ihn entkräften! Es war noch etwas nachdenkend noch etwas sehr Schlimmes! Das mit dem Mantel, das mit dem Mantel!

Baron.

Zu Le Duc.

Der Brief an die Opernsängerin ist bestellt!

Le Duc.

Zu Befehl, Euer Gnaden, und es ist auch schon eine alte Frau draussen, welche die Antwort bringt.

Baron.

Wo? her mit dem Brief!

Le Duc.

Sie will nur Euer Gnaden selbst — sie wartet in der Kammer neben dem Vorsaal.

Baron.

Ich gehe sogleich.

Laut.

Zwei Spieltische! Auf jeden vier Lichter!

Zu Venier.

Du entschuldigst mich für einen Augenblick.

Venier.

Geht zu Le Duc.

Wer ist Dein Herr?

Will ihm Geld geben.

Le Duc.

Zurücktretend.

Eure Excellenz werden wissen, dass ich die Ehre habe, dem Herrn Baron Weidenstamm aus Amsterdam zu dienen.

Venier.

Weidenstamm! Weidenstamm! es giebt keinen Holländer auf der Welt, der ein solches Venezianisch spricht.

Le Duc.

Ich habe sagen gehört, Verwandtschaften —

Venier.

Des Teufels Verwandschaften!

Le Duc.

Zumindest habe ich aus dem Mund meines gnädigen Herrn selbst die wiederholte Versicherung, dass er sich seit mehr als fünfzehn Jahren niemals in Venedig aufgehalten hat.

Venier.

Die hast Du, braver Mensch? die wiederholte Versicherung?

Le Duc.

Wiederholt und ausdrücklich.

Venier.

Giebt ihm Geld.

Du bist ein sehr braver Mensch und verdienst, einem so ausgezeichneten Cavalier, wie der Baron ist, attachirt zu sein.

Le Duc.

Ich küsse Euer Excellenz die Hände.

Venier.

Vor fünfzehn Jahren war sie ein zwölfjähriges Kind. Und dann: er spricht nie von ihrem Singen; wie hab' ich solch ein Narr sein können, das zu übersehen. Er wäre tausendmal zu eitel, so etwas zu verschweigen.

Baron.

Kommt zurück, Venier ihm freundlich entgegen.

Venier.

Nun aber wirklich gute Nacht, und morgen
zum Frühstück, hoff' ich, thust Du mir die Ehre
Casa Venier, die jüngere, drei Schritte hinter
San Zaccaria.

Baron.

Wie? Gute Nacht? jetzt wär' es Schlafenszeit?
Du denkst nicht dran! und ich denk' nicht daran,
Dich fortzulassen! Nun kommt mein Banquier,
vielmehr sein Sohn und bringt, soviel er kann,
an lustiger Gesellschaft.

Venier.

Nun. ich kann
beinah errathen.

Baron.

Wie?

Venier.

Die Redegonda,
die Brizzi —

Baron.

Eine Andre nannte er.

Venier.

Die Corticelli, wie?

Baron.

Mir scheint.

Venier.

Dazu
zwei, drei Tagdiebe, einer, der Sonette
und einer, der Pasquille schreibt, der dümmste
Abbate und der zudringlichste Jude —

Baron.

Und Du und ich,
Dann ist's die Arche Noah! Jeder Art
ein Thier. Und dass so viele Arten sind,
das macht die Welt so bunt. Wen möchtest Du
entbehren? Ich den tollen Neger nicht,
der von der Riva taucht um einen Soldo
und mit den Hunden sich ums Essen beisst,
und nicht den goldnen Dogen, der an uns

vorüberschwebt auf einer Purpurwolke
und einem goldnen Schiff. In tausend Masken
läuft er um mich und zupft mich am Gewand,
der Dieb, der Schlüssel stahl zu meinem Glück.

Lebhafter.

In einen Edelstein hineingebannt
ist unsres Geistes Geist, des Schicksals Schicksal.
Der hängt vielleicht zwischen den schönen Brüsten
der Redegonda, und er schläft vielleicht
bei Zwiebeln in der Tasche eines Juden,
was weiss ich! nicht?

Venier.

Du bist sehr aufgeräumt.

Baron.

Tritt nahe zu ihm.

Sei nicht zu stolz darauf, dass Du nicht dreissig bist!
Was später kommt, ist auch nicht arm. Rückkehren
und nicht vergessen sein: der Mund wie Rosen
die offnen Arme da, hineinzufliegen!
Als wär' man einen Tag nur fern gewesen —
Und den Ulysses grüsste kaum sein Hund!

Immer fröhlicher.

Ich will hier Feste geben. Schaff' mir Löwen,

zu Le Duc

die Blumensträusse aus den Rachen werfen!
Vergoldete Delphine stell' vor's Thor,
die rothen Wein in's grüne Wasser spei'n!
Nicht drei, nicht fünf, zehn Diener nimm mir auf
und schaff' Livréen. An den Treppen sollen

drei Gondeln hängen voller Musikanten
in meinen Farben.

Venier.

Lächelnd.

Ihr beschämt uns alle.

Baron.

Wie? schon zuviel? zuviel? noch nicht genug!
Ich will den Campanile um und um
in Rosen und Narcissen wickeln. Droben
auf seiner höchsten Spitze sollen Flammen
von Sandelholz genährt mit Rosenöl
den Leib der Nacht mit Riesenarmen fassen.
Ich mach' aus dem Kanal ein fliessend Feuer,
streu' so viel Blumen aus, dass alle Tauben
betäubt am Boden flattern, so viel Fackeln,
dass sich die Fische angstvoll in den Grund
des Meeres bohren, dass Europa sich
mit ihren nackten Nymphen aufgescheucht
in einem dunkleren Gemach versteckt
und dass ihr Stier geblendet laut aufbrüllt!
Mach' Dichterträume wahr, stampf' aus dem Grab
den Veronese und den Aretin,
spann' Greife vor, bau' eine Pyramide
aus Leibern junger Mädchen, welche singen!
Die Pferde von Sanct Marcus sollen wiehern
und ihre eh'rnen Nüstern blähn vor Lust!
Die oben liegen in den bleiernen Kammern
und ihre Nägeln bohren in die Wand,
die sollen innehalten und schon meinen,
der jüngste Tag ist da, und dass die Engel
mit rosenen Händen und dem wilden Duft

der Schwingen niederstürzend jetzt das Dach
von Blei hinweg, herein den Himmel reissen!

Plötzlich innehaltend.

St! st! hör' ich nicht singen? Kommt's nicht näher?
Merk' auf! Hörst Du nicht eine süsse Stimme?
Hierher! Noch nichts? Nein, früher war es stärker!
Du hörst gar nichts? So ist's in meinem Blut.

Venier.

Ist plötzlich wieder aufgestanden und hat sein Glas so heftig auf den kleinen Tisch gesetzt, dass es klirrend zerbricht.

Hier ist ein Glas entzwei. Verzeihen Sie.
Es giebt dergleichen Tage, wo ein tolles
und widerwärtiges Geschick den Kopf,
von Schlangenhaaren wimmelnd, uns entgegen
aus jeder Thür reckt und unterm Tisch
hervorkriecht, dran wir sitzen! Flecken hat
die Sonne selbst, am Mond hängt weisser Aussatz,
und unser ganzes Innre geht in Fetzen,
darein sich Diebe wickeln.

Baron.

Es ist ein Alp.

Venier.

Beinah, nur schläft man nicht!

Baron.

Komm, gehn wir auf und ab, die Luft thut wohl.
O hättest Du gelernt wie ich zu leben,
Dir wäre wohl.
Ich achte diese Welt nach ihrem Werth.
ein Ding, auf das ich mich mit sieben Sinnen

so lange werfen soll, als Tag' und Nächte
mich wie ein ächzend Fahrzeug noch ertragen.
Leben! Gefangen liegen, schon den Tritt
des Henkers schlürfen hör'n im Morgengrauen
und sich zusammenziehen wie ein Igel,
gesträubt vor Angst und starrend noch von Leben!
Dann wieder frei sein! athmen! wie ein Schwamm
die Welt einsaugen, über Berge hin!
Die Städte drunten, funkelnd wie die Augen!
Die Segel draussen, vollgebläht wie Brüste!
Die weissen Arme! Die von Schluchzen dunklen
verführten Kehlen! Dann die Herzoginnen
im Spitzenbette weinen lassen und
den dumpfen Weg zur Magd, Du glaubst mir nicht?

Venier.

Wie kannst Du einen Blick so sehr missdeuten?

Baron.

Ich sage Dir, es giebt nichts Lustig'res
als hier im Zimmer auf und nieder gehn,
sich Wein einschenken, essen, schlafen, küssen
und draussen an der Thür den wilden Athem
von Einem gehen hören oder Einer,
die lauert und in der geballten Faust
den Tod hält, Deinen oder ihren Tod!
Dein Leben, wie des kalydonischen Königs
an ein Scheit Holz, geknüpft an eine Kerze,
die wo vor einem höchst verschwiegnen Spiegel
in sich verglühend vor Erwartung flackert, —
und das, worauf der Wiederschein der Fackel,
indess Du fährst zur Nacht, mit Lust umhertanzt,
vielleicht Dein nasses Grab! Hoho, sie kommen!

Es treten auf: Sassi, Marfisa, Corticelli mit ihrer Mutter, der Abbate, zuletzt Salaino.

Sassi.

Wie geht's, Mynheer?

Baron.

Wie geht's, mein lieber Sassi?
Spielt Ihr den Hausherrn, mich lasst Diener sein
und Euren Gästen meine Dienste weih'n.

Sassi

die Marfisa an der Hand vor ihn führend.

Marfisa Corticelli, die Camargo
des Augenblicks, eine, nein die Tänzerin Venedigs!

Baron.

Marfisa! Euren Namen auszusprechen
heisst Duft einathmen einer seltsam süssen
und wilden Frucht: erlaubt den Lippen, sie zu
brechen.

Küsst sie.

Die Mutter.

Was lobt Ihr ihre Lippen? Ihre Lippen
sind so wie andrer Mädchen. Mit der Spitze
der Füsse trillert sie und in den Kehlen
der Kniee hat sie hübschre Melodieen
als Andre, wenn sie sich den Hals ausschrei'n.

Baron.

Schaut verwundert.

Die Mutter.

Knixt.

Ich bin die Mutter.

Baron.

Mit Verbeugung.

Lamia, die Mutter der jüngsten Grazie!

Sassi.

Vorstellend.

Der Abbate Gamba,
der Plinius, Cicero und Aretin
dieses Jahrhunderts.

Baron.

Viel in einem, viel!
Hier noch ein Freund?

Auf Salaino

Die Corticelli.

O dies ist kaum ein Mensch,
gebt auf ihn nicht mehr Acht als wie auf einen
Schatten!

Baron.

So ist es Deiner?

Die Corticelli.

Ja, ein Tollgewordner
mit grässlichen Geberden hinter mir,
so wie der plumpe Faun die Nymphe ängstigt.

Sassi.

Dies ist ein junger Musiker, Salaino,

der für das übermüthige Ding zuviel
Seufzer verschwendet —

Die Mutter.

Aber sonst auch nichts!

Die Corticelli.

Lass ihn doch, Mutter. Und ich bitt' Euch alle,
Thut so wie ich und gebt auf ihn nicht Acht.

Baron.

Hier der Patrizier Lorenzo Venier,
seit wenig Stunden meinem Herzen nah,
doch theuer wie ein alterprobter Freund.

Venier verbeugt sich unmerklich, sieht alle durch ein Lorgnon an. Le Duc mit Erfrischungen von links. Gamba zu Venier. Sassi, Marfisa, Mutter zu Le Duc. Baron rechts rückwärts bei Salaino.

Baron.

Zu Salaino.

Wie, junger Mensch, Du hast nichts und Du willst
dies weiter tragen? Armuth, dies Gefängniss,
aus dem man nicht entspringt, weil's mit uns läuft.
Den Hohn und Speichel einer solchen Vettel!
Du hast nichts! dann hat jeder dicke Schuft
von Seifensieder ja Dein Haus, Dein Bett
und küsst Deine Geliebte, spürst Du's nicht so?
Vielmehr er hat ein Recht auf ein Stück Fleisch
aus Deiner Brust und darf das Messer noch
an Deinem Haar abputzen! spürst Du's so?

Greift ihm dabei in's Haar.

Wir werden spielen, wart', wir werden spielen,

und hier ist für den Anfang!

Giebt ihm Geld.

Nägel kauen,
an einem schmutzigen Kanal die Lacke
von Stockfisch athmen und auf feuchtem Stroh
von weissen Knie'n mit goldnem Strumpfband
träumen,
bis das Geheul der Katzen auf den Dächern
dem Traum ein Ende macht. Verfluchtes Leben!

Salaino.

Mit erstickter Stimme, den Blick zur Seite.

Ich wäre grad' so gern der alte Grabstein
am Kirchenthor, auf den die Weiber treten,
die halbverfaulte Alge im Kanal,
der Hund von einem Blinden! Manchen Tag,
mein' ich, mich schleift ein Pferd an seinem
Schweif,
dass ich von unten mit verdrehten Augen
die ganze Welt ansehen muss, so starr
und so verhasst ist mir des Lebens Anblick.
Ich kann den Fetzen goldgestickten Stoffs
nicht anschaun, den ein Heiliger von Stein
um seinen todten Leib hat, wie viel minder
ertrag' ich's, wenn ich die Lebendigen seh',
in lauter Lust gewickelt wie ein Wurm
im Granatapfel.

Baron.

Hast Du keine Schwester?
Zur Kupplerin mit ihr! Was, keinen Bruder,
an den Kapellmeister, der Bubenstimmen
für Engelschöre braucht, ihn zu verkaufen?



Auch nicht? So ging' ich und verhandelte
das Leben eines Menschen, den ich nie
gesehn und liehe die Pistole mir
als einen Vorschuss von der Summe aus,
die ich mit ihr verdienen wollte. Was?
Genug davon. Auf später.

Geht zu den Anderen hinüber.

Baron.

Zu der Gruppe.

Wir spielen gleich. Seid wie zu Hause, bitt' ich.

Führt Marfisa am Arm nach vorne.

Was kann ich thun, Marfisa, um Dir nicht
ganz zu missfallen?

Marfisa.

Viel, o eine Menge.

Baron.

Küsst sie auf den Arm.

Marfisa.

Nicht das. Wenn Du mich gern hast —

Baron.

Nun?

Marfisa.

So gehst Du
und miethest Leute — o, sie thun's um wenig —
wenn Du mich gern hast, so missfällt Dir doch,
wer mich misshandelt, unterdrückt, erniedrigt —

Baron.

Missfällt? Ich hass' ihn wie den Pfahl im Fleisch.

Marfisa.

Und wen Du hassest, lässt Du doch nicht ungestraft?

Baron.

Des Schurken Namen sag', ich find' ihn!

Marfisa.

Klatscht in die Hände.

Du thust es mir!

Baron.

Den Namen!

Marfisa.

Costa.

Baron.

Wie?

Marfisa.

Vicenzo Costa,
der Geck, das ekelhafte Ungeheuer,
der Pächter des Theaters, der die Brizzi
das pas de deux, das mir versprochene,
das grosse, tanzen lässt. Er geht am Abend
allein nach Haus, ich weiss. Bei San Moisé,
Zwei Männer thun's leicht. Du thust's! Du thust's!
Du bist ein grosser Herr, und fremd, hast Diener —

Baron.

Und wird's Dich freuen?

Marfisa.

Wie nichts auf der Welt!

Baron.

Und glaubst dann —

Marfisa.

Was?

Baron.

Will sie küssen.

Marfisa.

Vielleicht! vielleicht auch nicht!

Reisst sich los, läuft nach rückwärts.

Baron.

Will ihr nach, auf einmal steht die Mutter vor ihm.

Liebe Frau, Ihre Tochter ist das entzückendste kleine Ding, das ich je berührt habe — mit der Fingerspitze. Sie ist ein so von Leben starrendes wildes funkelndes Wesen wie ein kleiner Thurmfalke.

Mutter.

Sie haben sie nur von ihrer unbedeutendsten Seite kennen gelernt.

Baron.

Ganz richtig, ich brenne darauf, sie besser kennen zu lernen. Ich sehe, sie versteht mich, sie versteht mich.

Mutter.

Ich hoffe, Euer Gnaden werden öfter das Ballet mit Ihrem Besuch beehren.

Baron.

Sie versteht mich nicht. Ich gedenke mich hier nur wenige Tage aufzuhalten und möchte keine Gelegenheit versäumen, ihre Tochter kennen zu lernen. Ich werde morgen bei ihr vorsprechen.

Mutter.

Oh, das ist ganz unmöglich, gnädiger Herr, unsere Appartements sind absolut nicht präsentabel. Es ist absolut unmöglich.

Baron.

Was heisst unmöglich?

Giebt ihr Geld.

Sie wird trachten, bis morgen die Appartements präsentabel zu gestalten.

Mutter.

O, es ist unmöglich, meine Tochter ist nicht im Besitz eines konvenablen Negligée, um so distinguirte Gäste zu empfangen.

Baron.

Ich werde die Ehre haben, ihr durch meine Gondel ein sehr konvenables Negligée zuzuschicken.

Mutter.

Ich weiss nicht, ob Euer Gnaden auswendig die Maasse —

Baron.

Ueberlassen Sie das meinen Augen, gute Frau. Ich habe hier drinnen Maasse genug, zehntausend



verschiedene Frauen aus zehntausend blinden Marmorblöcken herauszumeisseln, aber ich habe nicht die Laune, mich mit todtem Material abzugeben.

Redegonda tritt auf, ihr Lakai (ihr Bruder als Lakai) hinter ihr.

Redegonda.

Geh' vor und meld' mich an!

Sassi.

Ihr entgegen, mit einer grossen Handbewegung.

Die Redegonda!

Baron.

Ihr entgegen.

So ruft, wer am Verdeck zuerst erwacht:
die Sonne! und die Andern rufen's nach.
Ich hört' Euch diesen Abend, Mademoiselle,
und neidete den körperlosen Tönen
den Weg auf Euren Lippen. Muss ich nun
ein niedrig Band beneiden, schlechte Spitzen,
die diesen Hals berühren? Welcher Gott
war dies, der starb vor Sehnsucht nach dem Anblick
des wundervollsten Nackens? Seinen Namen
hab' ich vergessen, doch ich theile, fürcht' ich,
sein Schicksal, wenn Ihr geht.

Redegonda.

Sich fächelnd.

Sehr schön gesagt.

Baron.

Indess Le Duc Erfrischungen servirt.

Erlaubt Ihr?

Redegonda.

Trinkt.

Baron.

Dieses Glas ist nun so wenig
mehr feil, da es an Euren Lippen lag,
als eine von den Kammern meines Herzens!

Redegonda.

O solche Gläser haben wir noch viele
zu Haus! Nicht wahr, Achilles? Wenn Ihr wollt,
könnt Ihr sie alle kaufen. Lacht.

Baron.

Ihr spielt?

Redegonda.

Thut Ihr's für mich?

Baron.

Ich bin zu glücklich,
lasst Ihr mich nur den letzten Ruderer sein
an Eures Glückes Schiff.

Redegonda.

Was heisst das?

Achilles.

Leise.

Geh!

Baron

(mit Le Duc) ist beschäftigt, Sassi, Marfisa, die Mutter, den Abbate an den Spieltisch links rückwärts zu bringen.

Redegonda.

Vorne zu Venier.

Ah, Herr Venier!

Venier.

Grüsst, legt die Hand auf den Mund.

Achilles.

Zu Redegonda.

Er winkt Dir, Du sollst schweigen.

Redegonda.

Wovon?

Achilles.

Nun, wahrscheinlich von seiner Frau.

Redegonda.

Ach so! Warum?

Achilles.

Immer halblaut.

Was weiss ich? Schweig!

Redegonda und Achilles ungefähr in der Mitte, Venier geht nach links vorne, Baron kommt von rückwärts zu Redegonda zurück, die durch ihr Lorgnon die Gesellschaft mustert.

Redegonda.

Wie? Die ist da? Die Tänzerin! Ich bin
nur gern beim Spiel mit meinesgleichen.

Baron.

Göttin
an Schönheit, müsstet Ihr dann Euren Spieltisch
aufschlagen lassen im Olymp.

Redegonda.

Wo ist das?

Baron.

Führt sie zum Spieltisch, winkt Salaino herbei, der die ganze Zeit, im Hintergrund stehend, mit den Blicken der Marfisa folgte.

Ein fremder älterer Mann tritt in die Thüre, mit einer schüchternen Verbeugung, den Dreispitz unter dem Arm. Niemand bemerkt ihn.

Venier.

Links vorne allein.

Ich bin hier lächerlich und kann nicht fort. Und doch, es war keine Täuschung: als dieser Mensch sich auf den Platz neben meiner Loge setzte und ihr Blick, der mich suchte, auf ihn fiel, wurde sie unter der Schminke blass und der Ton, der schon auf ihrer Lippe schwebte, tauchte wieder unter wie ein erschreckter Wasservogel, und von dem Augenblick an sang nur mehr ihre Kunst, nicht mehr ihre Seele. Soll ich mich in solchen Dingen irren, ich, der ich aus ihren Schritten auf dem Teppich, aus einem Nichts, aus dem Schlagen ihrer Augenlider errathen kann, woran sie denkt? Und doch kann ich mich irren und diese ganze Qual kann um nichts sein! Hier ist Niemand, den ich fragen könnte; die Redegonda ist zu dumm, Sassi zu boshaft. Und doch war mir, als hätte das ganze Haus gefühlt, dass in ihr etwas Ungeheures vorgegangen war. Und in ihrem Spiel war etwas wie Nachtwandeln, sie ging wie unter einem Schatten. Wer ist dieser Mensch? Mir ist, ich dürfte ihn nicht aus den Augen lassen, als wüsste ich, er ist auf geheimnissvolle Weise bestellt, in mein Leben hineinzugreifen.

Wo hab' ich das gehört: ich seh' den Dieb,
der zur geheimsten Kammer meines Glücks
den Schlüssel stahl: er geht um mich herum,
doch kann ich ihn nicht fassen: hab' ich das
geträumt? und wann?

Sassi.

Vorkommend, zu Venier.

Wie, kommt Ihr nicht zum Spiel?

Venier.

Sassi, wer ist der Mensch?

Sassi.

Ich glaub', nicht viel
Nachdenkens werth. Ein Abenteurer glaub',
doch lustigre Gesellschaft als die Puppen,
von denen man Grossvater und Grossmutter
mit Namen nennen kann.

Venier.

Wie kommst Du zu ihm?

Sassi.

Ich? vielmehr er zu mir: mit einem Brief,
der auf viertausend Golddublonen lautet.

Venier.

Und ausgestellt?

Sassi.

Von Arnstein Söhnen, Wien.

Baron.

Geht rückwärts von Marfisas Seite weg, um den Tisch herum; er ruft nach vorne.

Ihr langweilt Euch!

Sassi.

Im Gegentheil, Mynheer!

Baron.

Rückwärts stehend, neben Salaino, dem er spielen zusieht.

Sassi.

Nach rückwärts gehend.

Ich nehm' die Bank.

Baron.

Ich bitte, Sassi, nehmt sie.

Der Abbate.

Geht zu Venier nach vorne, sich vorstellend.

Abbate Gamba.

Venier.

Lorenzo Venier, wir sehen
uns nicht das erste Mal.

Abbate.

Ihr seid sehr gütig,
Euch zu erinnern.

Leises Gespräch, Abbate zeigt seine Uhr; gehen beide nach rechts vorne.

Der alte Mann ist unbemerkt an den Tisch gegangen, steht hinter der Kerze und pointirt mit.

Baron.

Ueber Salainos Schultern schauend.

Nimm roth und bleib!

Nach einer Pause.

Es wird! es wächst! es schwillt!
Schon bücken sich zwei, drei vor Dir, indess Du
aus Deiner Gondel steigst, schon brennt ein Licht
auf einer Treppe, schon für Dich bewegt sich
ein Vorhang, und ein Tisch mit schönen Speisen
steht da, für Zweie aufgedeckt, die Magd
schielt nur nach Deiner Hand, um zu verschwinden.

Abbate.

Vorne, zu Venier.

Verlassen Sie sich drauf, ich fass' ihn plötzlich
und drück' ihn an die Wand.

Venier.

Wir werden sehn.

Baron.

Rückwärts, zu Salaino.

Nun gut und gut! Nun liegt schon mehr und mehr
gebundne Beute da, mit Zobelpelz
und goldenen Geweben halbverdeckt!
Dies ist die Larve schon, der Engerling
von einem grossen Herrn! Jetzt sind schon hundert,
die um die Wette kriechen! Die Illustrissima,
die hochmüthige schöne Bragadin
dreht schon den Kopf, nun aus dem Dunkel vor!

Abbate.

Zu Venier.

Dies sind die Reden eines Taschenspielers
und eines armen Teufels, der gross prahlt.

Baron.

Zu ihnen vorkommend.

Ihr lacht! Den Teufel, ja, den spiel ich' gern,
den meint Ihr doch, Abbate, der den grossen
Goldklumpen nachts ins Netz des armen Fischers
warf?
Nein, sagt mir, Freunde wer ist dieser Mensch?

Er zeigt auf den fremden alten Mann am Spieltisch.

Kennt Ihr ihn nicht?

Abbate.

Ich nicht, fragt Sassi.

Baron.

Der kennt ihn nicht, er hat schon mich gefragt.

Der alte Mann ist inzwischen vom Spieltisch weggegangen und verschwindet verstohlen durch die Thür im Hintergrunde.

Nun geht er fort. Bei Gott, mir thut der Mensch
bis in die Seele leid. Er suchte immer lang
und legte noch ein Goldstück, jedes schien
zu zittern, wie er selbst, auf eine Karte
und immer gegen uns. Und jedesmal
zerschellte sein elendes Schifflein kläglich
an jenem dieses Burschen, dessen Segel
vom Wind des Glücks wild aufgeblasen waren.

Er geht ans Fenster, sieht hinab, geht dann nach links an die Thür, winkt Le Duc zu sich.

Abbate.

Zu Venier.



Es giebt dergleichen, die wie Raben Aas
die Häuser wittern, wo gespielt wird abends
und mit den Fledermäusen und Nachtfaltern
auf einmal da sind.

Venier.

Der sah traurig aus.

Baron.

Zu Le Duc.

Lauf' diesem Menschen nach im braunen Rock,
er geht die zweite Brücke, lauf' und gieb ihm
soviel. Sag' nicht, von wem. Steh' ihm nicht Rede.

Le Duc ab.

Baron.

Bleibt einen Moment stehen, blickt ins Leere.

Dies war vielleicht mein Vater.
Zumindest hab' ich meinen nie gesehn
und möchte keinem von dem Alter weh thun
aus Angst, es wär' gerade der. Es giebt
Zufälle von der Art. Mir träumt's auch öfter.
Gott weiss, der tolle Krüppel in dem Dorf,
Wo ich heut' durchkam und vor zwanzig Jahren
auch einmal schlief, der war vielleicht mein Sohn
und fletschte grad' auf mich so wild die Zähne

Er will zum Spieltisch zurückgehen, Abbate hält ihn auf.

Abbate.

Erlaubt, reizender Hausherr, einen Blick!

Führt ihn unter ein Licht, betrachtet ihn sehr aufmerksam.

Wir sehn uns nicht das erste Mal! Allein
mich dünkt, Ihr habt Euch wunderbar verändert!

Verdeckt mit seiner Hand einen Theil vom Gesicht des Andern.

Baron.

Betrachtet ihn ebenso aufmerksam, wie eine Statue, von rechts, dann von links, dann von unten.

Wahrhaftig nicht das erste Mal! Wo aber
kann's nur gewesen sein?

Abbate.

Triumphirend.

Das frage ich!

Baron.

Doch nicht in Haag? an jenem blutigen Abend? . . .
Ich hielt den Kopf des sterbenden Oranien
in meinem Arm und ringsum drängte sich
unheimliches Gesindel durch die Fackeln:
da war auch einer da, ein alter Jude,
zudringlicher als Andre, aber wie,
der? soll ich meinen Augen trau'n, wart Ihr?

Abbate.

Tritt zurück, beleidigt.

Baron.

Lässt ihn nicht los.

Nein, nein, jetzt hab' ich's! In Damascus dort,
am Hof Yussuf Alis, der Oberste,
wie sag' ich schnell, der Stummen? wieder nicht!

Abbate.

Tritt noch einen Schritt zurück.

Baron.

Und doch gesehn, bestimmt gesehn! In Rom
bei Cardinal Albani —

Abbate.

Das kann sein.

Baron.

Ihr wart der Monsignore,

Fängt zu lachen an.

dem die Damen —

Sagt ihm etwas ins Ohr.

und dem der Cardinal dann durch die Diener —

Sagt ihm noch etwas ins Ohr, fasst ihn bei beiden Händen, schüttelt sie kräftig.

Wie!

Lacht.

Das wart Ihr! und habt mich gleich erkannt!
Ich war's, der Euch ....

Ihm in's Ohr.

Abbate.

Wüthend.

Niemals und nimmermehr
war ich das, Herr, ich habe mich geirrt:
Ich hab' Euch nie gesehn.

Baron.

Wie schade, schade!

Zu Venier.

Und Du verachtest ganz das kleine Spiel?

Salaino.

Am Spieltisch, laut.

Ich hab' die Bank, wer legt dagegen?

Venier.

Nach rückwärts gehend.

Ich!

Redegonda.

Geht vom Spieltisch nach links vorne, Achilles aufwartend hinter ihr.

Richt' mir die Schnalle am Schuh, sie ist verschoben.
Was willst Du denn, Du Garstiger, dass Du
mich in den Arm so kneifst; ich hätt' beinah
laut aufgeschrien.

Achilles.

Was flüstert er mit Dir?

Redegonda.

Er will, dass ich
heut abends bei ihm bleib', wenn alle fortgehn.

Achilles.

Und?

Redegonda.

Er missfällt mir nicht. Er ist auch artig
mit Frauen. Du, ich glaub', er ist ein Fürst
und reist mit falschem Namen.

Achilles.

Hat er Dir
schon was geschenkt?

Redegonda.

Noch nicht, allein ich seh' doch,
dass er freigebig ist.

Achilles.

Sag' ihm vor allem,
Du willst, er soll mich zum Bedienten nehmen.
Dann mach' ich alles.

Redegonda.

Doch wie fang' ich's an?

Achilles.

Ganz frech.

Redegonda.

Sag' ich, dass Du mein Bruder bist?

Achilles.

Nichts Dümmeres! kein Wort!

Redegonda.

Allein, mein Graf —

Achilles.

Was braucht der zu erfahren?

Redegonda.

Glaubst, es geht?

Lacht.

O weh, die Corticelli, die ist boshaft,
vor ihrem Mundwerk hab' ich solche Angst,
die bringt's heraus! merk Dir, ich hab's gesagt!

Baron.

Zu ihnen tretend.

Wie, Reizendste? ich morde diesen Burschen
vor Neid.

Redegonda.

So nehmt ihn lieber, statt so schwere Schuld
auf Euch zu laden, schnell in Eure Dienste,
dann dient er Euch, und nichts giebt's zu beneiden.

Baron.

Ihr wollt mir Euren Diener überlassen?

Redegonda.

Ihr sagtet doch, Ihr wollt die Gläser kaufen,
daraus ich trank, nun hier ist ja der Mensch,
der täglich mir die Haare lockt und brennt,
das ist ja noch viel mehr!

Baron.

Beinah so viel
als eine Eurer Locken, also mehr
als Cypern und Brabant!

Redegonda.

Er ist nicht dumm, und wär er' ordentlicher,
so hätt' er's leicht zu Besser'm bringen können:
er hat Geschwister, die was Andres sind.

Achilles.

Schnell.

Wir sind aus einer Stadt und Nachbarskinder.

Baron.

So oft sie kommt, bedienst Du sie allein,
sonst wirst Du ihres Dieners Diener sein.

Bei der Thür im Hintergrund ist der Juwelier hereingekommen und steht lauernd. Auf ein Zeichen von Achilles kommt er

schnell nach vorne; Stellung von links nach rechts: Achilles, Redegonda, Baron, Juwelier. Juwelier hält dem Baron Perlenohrgehänge hin.

Baron.

Thut der Rialto Marmorkiefern auf
und speit den alten Tubal uns hervor?

Juwelier.

Ich seh', der Herr kennt mich. Das sind ein Paar Ohrgehänge, wie der Herr keine zweiten solche findet in Venedig. Es hat eine Illustrissima sterben müssen in grosser Verlegenheit, damit ich diese Ohrringe in die Hand bekomme und sie kann anbieten dem Herrn um einen Preis zum Lachen.

Baron.

Die Ohrgehänge in der Hand.

O Perlen, Perlen! nichts von Steinen! — Leben!
Sie halten Leben wie ein Augenstern:
die Sterne droben, diese goldnen Tropfen
sind jeder, sagt man, eine ganze Welt:
so gleichen die, nur von weit weit gesehn
dem Leib von Ueberirdisch-Badenden.
Vielleicht sind Kinder,
die einst der Mond mit Meeresnymphen hatte,
hineingedrückt, sie frieren in der Luft:
hier ist ihr Platz, hier saugen sie sich wach!

Hält sie an den Hals der Redegonda.

Juwelier.

.ch seh', der Herr versteht sich auf Perlen.

Geht eilig ab.

Baron.

Halt, und Dein Preis!

Juwelier.

An der Thüre.

Ich seh', der Herr versteht.
Ich kenn' das Haus. Morgen ist auch ein Tag.

Baron.

Ganz recht! ich kann sie ja nicht überzahlen!

Mit einem Blick auf die Redegonda.

Redegonda.

Wie meint Ihr das?

Baron.

Schlag' ich für nichts dies an,
dass Du sie trägst?

Redegonda.

Giebt ihm die Hand zum Küssen.

Baron.

Die Hand! und wann den Mund? o heute, heute,
unnützes Warten ist nichts als der Wurm
in einer reifen Frucht. O Warten ist
die Hölle!

Redegonda.

Wenn's dies boshafte Geschöpf,
die Corticelli weiss, bin ich des Todes!

Zu Achilles.

Fällt Dir nichts ein?

Achilles.

Wir gehn zum Schein mit allen Andern fort
und kehren um, sobald uns eine Ecke
verdeckt —

Baron.

Ein braver Bursch!

Redegonda.

Wenn sie uns sehn,
so weisst Du dann, ich hab's vorausgesagt.

Baron.

So willst Du nicht?

Redegonda.

O ja, nur hab' ich Furcht,
die Menschen sind so neidisch, wenn man schön ist
und nicht gemein wie sie.

Rückwärts treten alle vom Spieltisch weg, ausser der Mutter, die noch ein Glas austrinkt. Sassi, Venier, der Abbate gehen nach vorne, Marfisa und Salaino nach rechts. Achilles nimmt sogleich eine andere Haltung an.

Baron.

Wie? brecht Ihr auf?

Salaino.

Tritt ganz dicht zu Marfisa mit glühenden Augen.

Marfisa.

Kokett.

Und was?

Salaino.

Und dies: ich bin verliebt in Dich, verliebt,
verliebter, als Narcissus in sich selber:
er fand im Wasser sich, ich find' Dein Bild
bis in den flüssigen Spiegel der Musik —

Marfisa.

Nichts Neues sonst?

Salaino.

Und dies: ich reiss' mein Selbst
von diesem Traum, um den's wie Epheu rankt,
und müsst' ich alle Nerven ihm zerreissen.

Marfisa.

Wie schade!

Halb von ihm weggehend.

Salaino.

Wie?

Marfisa.

Ich hörte nur „zerreissen“
und dachte an das Kleid.

Salaino.

An welches Kleid?

Marfisa.

Du hättest mir doch eins gekauft —

Salaino.

Ich Dir?

Marfisa.

Wenn ich mit Dir gegangen wäre —

Salaino.

Du?

Marfisa.

Mit Dir. Ich hätt' es angezogen und
wär' vor dem Spiegel auf- und abgegangen
und hätt' auf Dich gewartet, Du indes —

Salaino.

Nun, ich —

Marfisa.

Du hättest's nicht gethan —

Salaino.

Marfisa!

Marfisa.

Du hättest's doch gethan!

Salaino.

Was, was gethan?

Marfisa.

Du weisst ja doch, wer mich gekränkt hat —

Salaino.

Wie?
Dies zu versprechen ist zu hässlich.

Marfisa.

Ja.
Nicht reden, mit den Augen nur versprechen!

Salaino.

Da. Aber thust Du's nur deswegen?

Marfisa.

Still!
Still jetzt! geh' mir nur ruhig nach! gieb Acht!
Ganz still, ganz still! sonst macht die Mutter Lärm.

Sie geht ganz unbefangen einige Schritte nach vorne, dann, den Blick auf die Mutter geheftet, langsam nach rückwärts, wie in einem Ballet, zur Thür hinaus. Salaino folgt ihr schnell. Die Mutter bemerkt ihn, läuft den Beiden nach. Sassi kehrt sich in diesem Augenblick um, klatscht in die Hände. Alle lachen.

Redegonda.

Was das für Menschen sind!

Abbate.

Die sind schon fort.
Wir folgen ihrem Beispiel, wenn auch nicht
so wortlos und so eilig.

Verbeugt sich.

Baron.

Verbeugt sich.

Abbate!

Venier.

Ich seh' Dich morgen, schnellerworbner Freund.

Redegonda.

Zu Achilles.

Geh vor und leuchte!

Baron.

Mademoiselle!

Sassi.

Ich finde
nicht Worte . . . .

Baron.

Sie beschämen mich!

Noch winkend.

Abbáte!

Alle ab. Der Baron bleibt allein; tritt ans Fenster. Pause.

Le Duc.

Tritt wieder auf mit einem Brief.

Baron.

Von wem?

Le Duc.

Die gleiche alte Frau,
die schon vor einer Stunde —

Baron.

Von Vittoria!

Erbricht den Brief, liest.

Le Duc.

Antwort?

Baron.

Ist keine.

Geht auf und ab.

Wie! sie will hierher!
So steigt von links und rechts aus dieser Nacht
hier Gegenwart und hier Vergangenheit
empor, jedwede eine schöne Nymphe.
Und Zufall tanzt, der übermüthige Gott,
wie ein betrunkner Stern in dunkler Luft
und streut Verwirrung! Doch ich nehm's auf mich!
und ficht er aus dem Dunkel — ich pariere!

Redegonda.

Tritt hastig und athemlos auf.

Versteck' mich! schnell! ein Mann ist hinter mir!
Ich fürcht', es ist der Graf! wenn der mich findet,
der mordet Dich und mich. Ich hab's gewusst!
ich hab's vorausgesagt! ich hab's gesagt!

Baron.

Führt sie durch die kleine Thür links vorne.

Nur Muth! nur still! hier steh' ich, Du bist sicher!

Venier.

Tritt ein, hastig und erregt. Er ist sehr blass. Hinter ihm Le Duc, der dem Baron Zeichen macht, dass noch eine Person draussen im Vorzimmer ist.

Baron.

Zeigt ihm, er solle sie in das Zimmer rechts rückwärts führen.

Le Duc.

Schliesst die Thür in dieses Zimmer. Indessen schlägt es Mitternacht.

Baron.

Halb für sich.



Wie! mehr Verwirrung! Folgen sie einander
wie Puppen an der Thurmuhr, weil es schlägt?

Venier.

Ist an der Thür einen Augenblick unschlüssig stehen geblieben, kommt jetzt rasch auf ihn zu.

Herr Holländer! ich thue hier ein Ding, das Ihr aufnehmen dürft, ganz wie Ihr wollt und wofür Ihr später jede Genugthuung haben sollt. Umstände nöthigen mich, Argumente, die sich um meinen Hals legen wie der Strick des Henkers.

Hält inne.

Baron.

Zuckt die Achseln.

Venier.

Wenn das der Fall ist, was ich befürchte, so steht vor Euch ein Mensch, an dem das Schicksal einen unfassbaren Diebstahl begangen hat, einen Diebstahl, gegen den alle Diebsthaten zu nichts werden seit jener ersten berühmten, als die zwei in die schlafende Stadt krochen, das Heiligthum vom Altar stahlen und den von einer langen Reise ermüdeten Fremdlingen im ersten Schlaf die Kehlen abschnitten — — ein Diebstahl, der dem Bestohlenen alles wegnimmt, alles, was war, was ist, was sein wird, und das Werkzeug dieses Diebstahls seid Ihr.

Baron.

Messer Lorenzo Venier, ich bin um zwanzig Jahre älter als Du, und Du bist mein Gast. Das macht die Musik zu meiner Antwort. Hör' auf dies: Die Dame,

die sich bei mir befindet, ist Dir nichts;
ich hab' Dich nicht gefragt, ob Du vermählt bist,
doch ist es weder Deine Frau, Geliebte,
noch sonst Dir nah, ja, der Beachtung werth.

Venier.

Wie weisst Du das? Ich hab' mich so verstrickt
durch eine kleine Falschheit, dass ich nun,
wo Scham und Zweifel mir den Mund verschliessen,
nichts Andres weiss, als diesen ganzen Knoten
entzweizuhau'n, bevor er mich erwürgt.

Baron.

Die hier drin steht, der steht Dein Ernst so fern
wie finstre Waffen einem Maskenkleid.

Venier.

Du weisst nicht, wer mir nahsteht, wenn sie Dir's
nicht mehr verrieth als ich, und sie hat zehnmal
mehr Grund als ich zu diesem Maskenspiel.

Baron.

Wär' hier ein Ding, das für mich reden könnte,
ein Zipfel ihres Mantels! Könnte dies
ihr blondes Haar, das hier am Vorhang hängt,
goldfarbige Lippen aufthun, diesen Argwohn
zu scheuchen.

Lorenzo.

Wie, ein blondes Haar?

Baron.

Der Vorhang
entriss es ihr.

Lorenzo.

Der Vorhang!

Er besieht es.

Dunkles Gold
wie die vom Weihrauch dunklen innern Kuppeln
der Markuskirche! welchen blöden Narren
macht Phantasie aus mir —
Was soll ich sagen? Wenn Du morgen kommst,
sollst Du sie sehen. Kenntest Du mich besser,
so wüsstest Du, ich bin nicht immer so,
und nähmst es für den Krampf, der eine Kerze
zuweilen packt, dass sich ihr ganzes Licht
zusammenzieht und sie beinah erlischt.
Doch so . . . .

Baron.

Du bist so edel von Natur,
sehr wohl vergleichst Du Dich mit einem Licht,
das manches Mal, bedrängt vom finstern Hauch
des Lebens, flackert. Wahrhaft edle Art
hat dies vom Feuer, dass ihr's nicht gelingt,
sich zu verstecken, wickelt sie sich auch
in Finsterniss, verkriecht sich in den Klüften
des Kaukasus in eine Schäferhütte,
sie glüht hindurch. Wer hinkommt, beugt die Knie!

Lorenzo.

Nun lass mich gehn. So machst Du mich dem Feuer
zu ähnlich. Meine Wangen brennen schon

Baron.

Noch nicht. Du hast noch etwas gut zu machen.

Lorenzo.

Wie kann ich's?

Baron.

Dass Du dieses Spielzeug annimmst
und trägst.

Giebt ihm eine kleine Dose.

Lorenzo.

Gold und Saphire!

Baron.

Stört Dich das,
so denk', es wäre Zinn, nicht darum gab ich's:
es ist mein Bild darauf und damals war ich
so alt, vielmehr so jung, wie Du jetzt bist.

Lorenzo.

Nimm diesen schlechten Ring, so stehn wir hier
Du Glaukos, Diomedes ich, das Bild
ungleichen Tausches.

Baron.

Zeigt auf das Bild auf dem Deckel der Dose.

Hätte dieser da
das Feu'r in seinem Blut so schön gebändigt
wie Du, so stünde nun ein Andrer hier,
ich bin ein Kartenkönig.

Lorenzo.

Lass ihn ansehn.

Baron.

Er ist mein Vater, denn ein jedes Heut'
ist seines Gestern Sohn. Ich bring' Dir Licht.

Lorenzo.

Das Bild starr betrachtend.

Dies . . . ist?

Baron.

Mein Bild. Ich sagte, 's ist lang her.

Lorenzo.

Dein Bild?

Baron.

Du wirst wachsbleich.

Lorenzo.

Schreiend.

Ich träum', ich träum'!
Hexen und Teufel sind aui meinem Bett!

Schlägt ohnmächtig hin.

Baron, darauf Le Duc mit Wasser, um den Ohnmächtigen beschäftigt.

Redegonda.

Aus der Thür heraustretend.

Ach, ich vergeh' vor Angst! Was ist denn hier?
Ganz sicher seid Ihr alle einverstanden
und niemand schützt mich! und wo ist mein Bruder?

Baron.

Dein Bruder?

Redegonda.

Ja, Achilles ist mein Bruder,
dass Du's nur weisst. Es kommt doch nichts heraus
mit der Geheimnisskrämerei, und der

Auf Lorenzo.

ist der Vittoria Mann, der Sängerin:
ich sag' Dir's grad', weil er mir Zeichen machte,
dass ich's nicht sagen sollte! Denn wenn ich
will, dass sie was verschweigen, thut mir's keiner.
Ich weiss zwar nicht, warum er Dir's verschwieg,
allein ich sag' Dir's grad'! und ich geh' fort!

Baron.

Dies ist der Mann?

Redegonda.

Ja, ja, sie hat den Namen
nur am Theater nicht, weil er von hier
ein Adeliger ist, allein vermählt
sind sie zusammen. Und ein andres Mal,
wenn Du soviel Geschäfte hast mit Herrn,
lad' niemand ein, in einem dunklen Zimmer
sich todt zu frieren! Das ist gar nicht höflich.

Lorenzo.

Schlägt die Augen auf.

Nun wird es Tag.

Er steht auf, die Redegonda läuft hinaus.

Bei Gott, die Redegonda!

Er hält sich athmend am Tisch fest.

So bin ich nicht bei mir!

Erblickt die Dose am Boden, hebt sie auf.

Nein, dies giebt Zeugniss,
dass ich noch bei Verstand bin. So leb wohl.
Allein hier ist ein Knoten aufzulösen

und wird es! sei's zum Guten oder Bösen!

Geht schnell ab.

Baron.

Zu Le Duc, nach einer Pause, Zeichen: Jetzt führ' die Andere herein!

Pause.

Vittoria.

Von rechts rückwärts.

Baron.

Vorne am Tisch. Sie zittert vor Erregung, kann nicht gleich sprechen.

Bist Du es wirklich, Liebste!

Vittoria.

Kann nicht sprechen, muss sich setzen.
Pause.

Vittoria.

Es waren Leute bei Dir.

Sie redet fast gedankenlos, sieht ihn unaufhörlich an.

Baron.

Ja, Dein Mann.

Vittoira.

Versteht dies nicht, überhört die Worte vollkommen in ihrer Erregung; sie will aufstehen, ihre Kniee zittern, ihre Stimme bebt; setzt sich wieder.

Es ist zu Vieles von zu vielen Jahren:
eins wirft sich auf das andre; lass mich weinen.

Sie weint lautlos; er geht hin, küsst ihre Hand, sie entzieht sie ihm sanft.

So fragst Du mich nun gar nichts, Du hast Recht:
wir sind hinaus über's Erzählen.

Baron.

Liebste,
wie Du mich gleich erkannt hast!

Vittoria.

Sonderbar,
jetzt seh' ich Dich verändert, im Theater
war's wie ein Blitz, bei dem mein Blut im Sturm
Dein früh'res Bild auswarf.

Baron.

So wohnt's in Dir?

Vittoria.

Du fragst?

Pause.

Auch Deinen Namen trägst Du nicht mehr,
hast wie ein altes Kleid ihn abgelegt.

Baron.

Was thut ein Name. Bin's nicht ich?

Vittoria.

Aengstlich.

Ja, bist Du's?
Ich bin's. Mir ist, ich hab' in dieser Stadt,
wo keine Gärten sind, nur Stein und Wasser,
nicht altern können, nicht wie And're altern,
nur viel durchsichtiger und viel gelöster
vom schweren Boden scheint mir alles: dies



sind wohl die Augen, die der Herbst uns einsetzt.
Du warst mir Frühling, Sommer, Sonn' und. Mond
in einem! Lieber, fühlst Du, dass ich's bin?

Baron.

Fühlst Du, dass ich's bin?

Will sie küssen.

Vittoria.

Lass! was willst Du thun?

Pause.

In einem zarten, reinen Ton mit sanften Augen.

Dass Du's bist, ob ich's fühle? Ja und nein.
Ich bin bei Dir und doch mit mir allein.

Baron.

So red' von Dir.

Vittoria.

Ist's noch dieselbe Stimme?
Zuweilen seh' ich abends auf das Wasser:
es ist verwandelt, scheint ein Element,
herabgefluthet von den Sternen. Lautlos
verschleiert's und entschleiert, unaufhörlich
erzeugt es und zerstört es tausend Bilder
von Dingen, die nicht dieser Welt gehören:
so ist's in mir. Dies ist nun so geworden.

Baron.

Red' noch von Dir, noch mehr.

Vittoria.

Immerfort lebhafter werdend.

Hast Du mich nicht
singen gehört? Sie sagen, dass es finst'rer
und lichter wird in einer grossen Kirche
von meinem Singen.
Sie sagen, meine Stimme ist ein Vogel,
der sitzt auf einem Zweig der Himmelsglorie.
Sie sagen, wenn ich singe, mischen sich
zwei Bäche freudig, der mit goldnem Wasser,
der des Vergessens, und der silberne
der seligen Erinnerung.
In meiner Stimme schwebt die höchste Wonne
auf goldnen Gipfeln, und der goldne Abgrund
der tiefsten Schmerzen schwebt in meiner Stimme.
Dies ist mein Alles, ich bin ausgehöhlt
wie der gewölbte Leib von einer Laute,
das Nichts, das eine Welt von Träumen herbergt:
und alles ist von Dir, Dein Ding, Dein Abglanz.
Denn wie ein Element sein Thier erschafft,
so wie das Meer die Muschel, wie die Luft
den Schmetterling, schuf Deine Liebe dies.
In Deiner Liebe, nur aus ihr genährt,
unfähig, anderswo nur einen Tag
sich zu erathmen, einzig nur bekleidet
mit Farb', aus diesem Element gesogen,
wuchs dieses Wunder, dies Kind der Luft,
Sclavin und Herrin der Musik, Geschwister
der weissen Götter, die im Boden schlafen,
dies Ding, das ich so: meine Stimme nenne,
wie Einer traumhaft sagt: mein guter Geist!

Baron.

Wie hätte ich an solchen Wundern Schuld?

Vittoria.

Mein Lieber, wohl. Denn dies entstand ja so:
Als Du mich liessest, stand ich ganz im Finstern
und wie ein Vogel an den dunklen Zweigen
hinflattert, suchte meine Stimme Dich.
Du warst im Leben, dies war mir genug.
Ich sang, da warst Du da, ich weiss nicht wie,
ich meinte manchesmal, Du wärst ganz nah
und meine Töne könnten aus der Luft
Dich holen, wie die Klauen eines Adlers.
Es wurden Inseln in der Luft, auf denen
Du lagest, wenn ich sang. Und immer war mir,
als rief' ich nur das Eine: Er ist schuld,
an allen Wonnen er, an allen Qualen!
Merkt nicht auf mich! Er ist es, der Euch rührt!
Und meine Klagen senkten sich hinab
wie tiefe Stiegen, unten schlugen Thore
wie ferner Donner zu, die ganze Welt
umspannte meine Stimme und auch Dich,
Du warst in ihr.

Baron.

Sei wieder mein, Vittoria.

Vittoria.

Ich kann nicht. Nein. Ich will nicht!

Baron.

Wer verbietet's?

Vittoria.

Wer?

Kleine Pause.

Menschen — auch.

Baron.

Dein Mann?

Vittoria.

Mein ganzes Schicksal
verbietet's ungeheuer. Spürst Du das nicht?
Es hüllt mich wie in seinen Schatten ein.

Baron.

Du lügst! Du liebst mich, aber Du hast Furcht!

Vittoria.

O nein, nicht Furcht, nur Ehrfurcht.

Baron.

Komm zu mir:
wir wohnen —

Vittoria.

Auf dem Grabe uns'rer Jugend?

Schüttelt den Kopf.

Ich hab' ein Haus, ich hab' —

Für sich.

noch nicht, noch nicht!
Die Stunde kommt, wo er auch das erfährt!

Baron.

Will sie an sich ziehen.

Gehör' mir wieder! Denk' an das, was war!

Vittoria.

Zurücktretend.

Ich denk' daran. In mir ist keine Faser,
die nicht dran dächte. Eben darum lass' mich!
Du denk' daran. Denk' an das Fürchterliche,
das kam, als wir mit frevelhaftem Finger
aufjagen wollten die verglühte Flamme.
Denk' an die Qual! Ich mein', ich muss vergeh'n
vor Scham, wenn ich dran denke. Auf dem Rand
des Bettes sassen wir wie bleiche Mörder!
Denkst Du's? Die Luft der Nacht blieb steh'n wie
starr
und draussen spie der Berg sein rothes Feuer
und leuchtete auf Dein' und meine Qual.

Baron.

Was meinst Du?

Vittoria.

Die drei Tage in Neapel,
wo wir als die Gespenster uns'rer selbst
uns in den Armen lagen, schmählich tauschend
mit bleichen Lippen nicht mehr wahre Worte!
und Küsse, nein, vielmehr blutrothe Wunden
ein jedes auf das arme Herz des andern
über und über streute, bis ein Grauen
uns auseinander trieb!

Baron.

In Genua!

Dies war in Genua. Es war zu nah
von uns'rem grossen Glück, wir hatten noch
die Augenwimpern und die Fingerspitzen
versengt von zuviel Flammen. Welch ein Narr
war ich, Dich so zu quälen, welch ein Narr
und Bösewicht! um der Geschenke willen!

Vittoria.

Ganz verirrt.

Geschenke?

Baron.

die der Marchese —

Vittoria.

Wiederholt.

der Marchese . . . mir?

Baron.

Grimaldi —

Vittoria.

Tonlos.

Wie?

Baron.

Der Dir das Landhaus baute —

Vittoria.

Ein Landhaus mir?

Baron.

Das mit dem Pinienhain.

Vittoria.

Neapel war es und nicht Genua!

Ich weiss von keinem Landhaus! niemals waren's
Geschenke, wegen dessen Du mich quältest!
Nie kam der Nam' Grimaldi an mein Ohr!
Neapel war's! Neapel! Ich allein!
Nichts von Grimaldi! ich war ganz allein
— vielmehr nicht ganz allein, wer mit mir war,
hab' ich Dir damals nicht gesagt, ich hielt
dies einzige Geheimniss mit den Zähnen
n mir zurück wie einen Fetzen Schleier
für meine Seele.

Baron.

Hätt' ich alles denn
verwechselt, so den Ort als die Person?

Vittoria.

Er hat's verwechselt! hat's vergessen können,
wie man den Inhalt einer schlechten Posse
vergisst, so wie den Namen eines Gasthofs,
wie das Gesicht von einer Tänzerin!

Sie weint.

Und wenn er das vergessen konnte, was
vergass er nicht?

Pause.

Er weiss 's nicht mehr! Ich Närrin! Dies ist Leben.
Nun bin ich ruhig. Siehst Du, früher war ich
so wie ein kleines Kind und hab' uns ganz
um's Plaudern und um's ruhige Erzählen
gebracht.

Pause.

Ich hab' gehört, Du warst ein Jahr
hier in den bleiernen Kammern, hast den Weg
mit Deinen Händen Dir gebohrt, an Tüchern

Dich nachts auf's Kirchendach herabgelassen —

Baron.

Dann kam ein Sprung: doch hatt' ich reichlich Kleider
übereinander an: zu unterst meine,
den grünen Rock —

Vittoria.

Den grünen Rock!

Baron.

Du weinst?

Vittoria.

Es war so bald
danach —

Baron.

Kein halbes Jahr. Darüber trug ich
von einem Domherrn das Habit. Zu äusserst
umschloss ein dicker dänischer Edelmann
mit Orden und Perrücke diesen Klumpen.
Ich sprang und that mir nur am Finger weh.

Vittoria.

streichelt sanft seine Hand, die am Tische ruht; mit sanftem Vorwurf.

Nun kommst Du wieder!

Baron.

Wer erkennt mich?

Vittoria.

Ich
hab' Dich erkannt.

Baron.

Küsst ihr die Hand.

Vittoria.

Sieht ihn lächelnd an.

Und Frauen, Frauen, Frauen
wie Wellen! wie der Sand am Meer! wie Töne
in einem Saitenspiel!

Leicht über seine Stirne streifend.

Dies war der Strand,
verzeih, dies ist der Strand, auf dem die leichte
Barke
des leichten Gottes landet, jedesmal
beladen mit der jüngsten Siegerin:
und viele Spuren sind in diesem Strand.
Nun aber geh' ich.

Baron.

Wie! wann kommst Du wieder?

Vittoria.

Ich, wieder? nimmermehr! Dies war einmal
und durfte einmal sein.

Baron.

Doch ich?

Vittoria.

Wohl auch nicht.

Baron.

Du hast mich früher überhört: Dein Mann —

Vittoria.

Ich hab's gehört, ich dacht', mein Ohr betrög' mich.

Baron.

Dein Mann ward heut' mein Freund.

Vittoria.

Schüttelt verwundert den Kopf.

Baron.

Gleichviel, es kam so.
Und führt mich morgen, er, der von nichts weiss,
an seiner Hand vor Dich und nennt den Namen —

Vittoria.

Den Deinen?

Baron.

Nein, den ich jetzt hab'. Wir müssen
bedenken —

Vittoria.

Ja: bedenken, heucheln, lügen.
Ich seh', das Leben lässt von seinem Brauch
nicht ab, und wenn es ein Versprechen hält,
so mischt es einen wilden Augenblick
zusammen aus Verwirrung und Besorgniss
und wirft einem Betäubten sein Geschenk
zweideutig lächelnd vor die Füsse hin.
Dich führt mein Mann, der von nichts weiss, mir
morgen
treuherzig lächelnd zu. Was Dir verborgen,
dacht' ich in einer reineren Begegnung
an einem stillern Strande Dir zu zeigen.
Nun ist's wie eine wilde Hafenstadt

voll Lärm, in dem die Nachtigallen schweigen.
Allein muss nicht in dieser dunklen Welt
sogar das Licht gewappnet gehen? Nun:
wir wollen einen Harnisch von Musik
anlegen und dann muthig alles thun,
was uns gerecht und schön erscheint. Die Macht
ist bei den Fröhlichen. Jetzt gute Nacht.

Geht ab.

Pause.

Baron, dann Le Duc, der einige von den Lichtern auslöscht.

Le Duc.

Befiehlt der gnädige Herr zur Nacht?

Baron.

Jawohl,
jawohl, Le Duc. Der gelbe Koffer ist
gekommen? Bring' ihn her.

Le Duc.

Bringt den gelben Koffer, sperrt ihn auf.

Baron.

Die Salbe für die Hände ist fast ganz
verbraucht.

Le Duc.

Ich habe nach Marseille geschrieben.

Baron.

Sehr gut. Der neue Diener, wie? gefällt Dir.

Le Duc.

Ich glaube nicht, dass Euer Gnaden wirklich

im Ernst gedenken, — Stellen Ihrer Dienste
mit Komödianten zu besetzen.

Baron.

Wie?
so was im Ernst! Du kannst ganz ruhig sein.

Le Duc.

Ich war vollkommen ruhig. Andernfalls
hätt' ich sofort gebeten, meinen Rücktritt
in Gnaden zu genehmigen.

Baron.

Mit sanftem Vorwurf.

Le Duc!
Le Duc!

Pause.

Ich habe nicht genug
Bewegung!

Le Duc.

Um Verzeihung, ich vergleiche
den gnädigen Herrn, was die Gestalt betrifft,
in jeder Stadt mit andern Edelleuten
von gleichen Jahren, nein, vielmehr mit jüngern
und werde mit vollkommenem Vergnügen
mir jedesmal des Resultats bewusst.

Baron.

Die letzten Tage auf dem Schiff, ich fühl' es.
Le Duc, wir fechten vor dem Schlafengehn.

Le Duc.

Verzeihung, die Rappiere sind in Mestre
beim übrigen Gepäck.

Baron.

So ringen wir.

Er legt Uhr, Ringe, ein Armband ab. Le Duc zieht seinen Rock aus, stellt sich mit einer Verbeugung bereit. — Es wird unten heftig an eine Thür geschlagen. Beide horchen; es wird noch einmal angeschlagen.

Baron.

Geh' nachsehn.

Heftigere Schläge.

Le Duc.

Am Fenster.

Eine Gondel mit Maskirten!

Baron.

Auch Frauen?

Le Duc.

Nein, nur Männer.

Baron.

So ist's der Messer Grande und mein Tod!

Blickt wild um sich, packt Le Duc an der Gurgel.

Du bist's, der mich verkauft hat, Schuft! nur Du!
Sonst kennt mich hier kein Mensch!

Le Duc.

Gnädiger Herr,
Hier ist ein Messer. Wozu Ihre Hände?

Entblösst seinen Hals.

Baron.

Lässt das Messer fallen.

Vergieb. Was ist das! Bin ich schon so schreckhaft!
Gieb meine Ringe. Zieh' Dich an, Le Duc.
Das Haus hat keinen zweiten Ausgang. Gestern
noch sicher wie in Mutters Schooss. Verflucht
mein Leichtsinn! wie? es ist gebaut, zum Teufel,
wie eine Mausefalle.

Kramt fieberhaft im Koffer.

Le Duc.

Der Koffer?

Baron.

Nein, das Haus . . .

Wirft Kleidungsstücke aus dem Koffer.

. . . . . das ist der Orden
vom gold'nen Sporn —

Le Duc.

Was suchen Euer Gnaden?

Baron.

Weiterkramend.

Häng' Du ihn um.

Le Duc.

Den Orden?

Baron.

Du! ich will's!
Und steht der Henker unten, soll zumindest
ein Kämm'rer ihm die Thüren öffnen, geh!
Nicht den, den grossen Leuchter! geh! Dein Herr
empfängt.

Wiederholte heftige Schläge; er verstummt, winkt Le Duc, abzugehen; dieser geht.

Allein. Er zittert heftig; er hält ein kleines Fläschchen, das er aus dem Koffer genommen, und steckt es zu sich.

Und sind sie's, hilft mir dies. Warum? ich könnte
ja noch einmal entkommen. Nein, nein, nein.
Noch einmal alles dies: mit meinen Nägeln
den Mörtel bohren, auf den Athemzug
der Wächter horchen, alle Höllenqualen
erdulden, wenn der letzte Schuft dem Bett
auf zwei Schritt nahe kommt — noch einmal dies?
Ich merk', das Leben will dasselbe Stück
nicht wiederholen . . . . Was die Seele
genossen und ertragen hat einmal,
brennt sich beim Wiederkehren in sie ein
mit glüh'nden Stempeln: Ekel, Scham und Qual.
Dies ist beinah der Brauch wie auf Galeeren:
und da und dort hilft eins, sich zu erwehren.

Le Duc.

Kommt zurück mit einem Brief

Baron.

Was ist? Was wollen sie?

Le Duc.

Fort sind sie, fort
und warfen dies herein mir durch die Thür.

Baron.

Liest aufmerksam, lacht dann heftig.

Wir sind nur Arlekin und Truffaldino
in einem tollen Stück. Die Herzogin

Sanseverina thut die grosse Ehre
uns an und ist — erräthst Du? — eifersüchtig.

Le Duc.

Das ist zum mindesten ein wechselnd Fieber,
es liess lang aus.

Baron.

Heufieber, alle Jahr
ein Mal, doch heftig. Und sie schreibt, sie wisse,
was mich veranlasst hat, hierherzugehen.
Ich weiss es selbst nicht! ausser Uebermuth,
der Mäuse immer wieder zu der Falle
hinlockt. Und kurz und gut, sie droht, sie droht,
wenn ich bis morgen abend nicht Venedig
im Rücken habe, ist ein Brief am Weg,
der mich verräth an die Inquisitoren.
Wir gehn. Sie ist die Frau, ihr Wort zu halten.
Doch nun zu Bett; dies ist ein buntes Zeug
von Wiedersehn und Trennung, Angst und Lust,
und macht den Kopf so wirr, als hätt' man Nächte
in einem Maskenaufzug umgetrieben.
Wir gehen morgen, zwar vor Abend nicht:
Vittoria wollte mir doch etwas zeigen. . . .
Was wird das sein? Sie ist noch fast so schön
wie damals . . . . doch ich merk', man soll kein Ding
zweimal erleben wollen. Wie wenn Fäuste
unsichtbar uns von rückwärts hielten. Seltsam.
Ich wollt', die Redegonda wär' geblieben!
Die hält kein Spuk mit Luft als wie mit einem
Gitter umschlossen. Vor zehn Jahren, glaub' ich,
hätt' ich dergleichen nicht gespürt. Dergleichen
sind Deine unsichtbaren Boten, Du,
den ich nicht nennen will, und dem die Zeit

auf leisen Sohlen dient.

Er wechselt den Ton.

O schöne Stadt,
die nie versagt! Heut' war ein hübscher Tag,
wir wollen ihn uns merken! so gelungen,
als wär' er eines Dichters Kopf entsprungen!
Doch was vergeud' ich Schlafenszeit mit Schwätzen?
Wir wollen auf dies Heut' ein bessres Morgen
setzen!

Wendet sich an der Thüre zum Schlafzimmer noch einmal um.

Schreib' um die Salbe. Ja, Du hast schon! Gut.

Zwischenvorhang.

II.

Grosser freundlicher Saal im Hause Venier. Im Hintergrund eine grosse Thür und zwei grosse schönvergitterte Fenster auf den Kanal hinaus. Links und rechts Thüren. An der rechten Seitenwand in Zimmerhöhe eine kleine offene Gallerie. An der Decke und über den Fenstern Fresken im Geschmack des Tiepolo. Im Vordergrund links steht ein kleines Klavier, in der Mitte des Saales ein sehr grosser Tisch mit vergoldeten Füssen, auf diesem Blumen in einer grossen Vase. — Es ist heller Tag.

Es treten auf: Lorenzo und sein Oheim, der Senator Venier. Der Senator trägt über seinem Kostüm den Ueberwurf eines dünnen schwarzen Maskenkleides; die schwarze Larve und den Kopftheil hält er in der linken Hand. Mit der Rechten stützt er sich auf einen Stock.

Lorenzo.

Er ist blass und erregt, — spricht im Auftreten; dann bleiben sie in der Mitte stehen.

Ich bitte, Oheim, frag' mich nicht um Gründe
für etwas, das mir so natürlich ist
wie Athmen. Ja, wisst Ihr denn alle nicht,
was sie mir ist? Ich bitte, geh! . . . So bleib!
Ich war kein frohes Kind: Du musst's doch wissen,
wie leichtlich übermannt von Traurigkeit,
wie schnell zu Tod erstarrt, wenn das Gemeine
mit aufgerissenen Medusenaugen
aus dem Gebüsch des Lebens auf mich sah.
Da fand ich sie. Ich fand das eine Wesen,
aus dessen hohler Hand der Quell des Lebens
sprang,

daran ich meine Lippen legen konnte
und Seligkeit des Daseins in mich schlürfen!
O hätte sie nur halb die Fröhlichkeit,
die ihr im Auge quillt, mich lehren können,
so hingest Du an meinem Munde jetzt,
so wie die Welt an ihrem Munde hängt,
und dächtest an nichts Andres als zu athmen!
Und das verleugnete ein Tropfen nur
von meinem Blut? Es ist das Blut Venier,
und wie der Brunnen in der Fabel wallt
es wüthend auf, wenn ein unedler Athem
nur seinem reinen Spiegel nahe kommt,
und hebt sich in den Adern so voll Wuth
wie ein gereizter Löw' in seinem Zwinger.
Du mahnst mich recht: es ist das Blut Venier
und hat noch so viel edle Art in sich,
dass es bezahlt, wie Könige bezahlen
— und nicht wie Krämer — einen Augenblick
etwa mit dem zusamm'gerafften Preis
von vielen Jahren, ja, dem letzten Gold,
das aufgesprengte Ahnengräber geben —
ein wenig Lächeln etwa mit sich selbst
und einen Traum etwa mit einem Leben!

Er hat sich bei den letzten Worten, die er mehr für sich spricht, von dem Alten abgewendet und ist einige Schritte nach vorne gegangen. Der Alte hat kopfschüttelnd seine Maske aufgesetzt und ist durch die grosse Thür im Hintergrund weggegangen.

Loenzo.

Wendet sich, sieht sich allein.

Schon fort, Gespenst? Ich will zu ihr.

Vielleicht,

Hält an der Thür links still.

dass sie noch schläft! So will ich denn noch
warten.

Kehrt um, setzt sich in der Mitte des Zimmers auf einen Lehnstuhl.

Nun schon' ich ihren Schlaf — und bald vielleicht
ermord' ich ihr den Schlaf von vielen Nächten!
Nun ging' es mir ans Herz, als Einer nur
auf ihren Schatten treten wollte — bald
tret' ich vielleicht mit Fingern, die gepanzert,
in ihres Herzens Wunden und in meine!
So tappen wir im Dunklen hin und her!

Cesarino.

Kommt von rückwärts gegangen, legt ihm die Hände auf die Schultern.

Lorenzo.

Auffahrend, ergreift eine Hand Cesarinos.

Vittoria!

Cesarino tritt neben ihn.

Besser wär's, wenn Eure Hände
sich nicht so ähnlich säh'n!

Cesarino.

Warum denn besser?

Pause.

Lorenzo.

Sag', Du hast Deine Mutter nie gekannt?

Cesarino.

Wie, unsre Mutter?

Lorenzo.

Deine.

Cesarino.

Sie war doch
Vittorias Mutter auch.

Lorenzo.

Jawohl, jawohl.

Er versucht, Cesarino mit dem Bild auf der Dose zu vergleichen, die er halbverdeckt in der linken Hand hält.

Cesarino.

Geht nach rückwärts.

Lorenzo.

Wo gehst Du hin?

Cesarino.

Ich seh', ob jemand kommt.

Er geht durch die Thür rechts rückwärts ab.

Lorenzo.

Hinter ihm her, die Dose in der Hand.

Ein Bild! ein Bild! ein und dasselbe Bild!

Er bleibt stehen, den Kopf zu Boden gesenkt.

Vittoria.

Von links, geht leise auf ihn zu. Er tritt zurück, sieht sie traurig an. Sie nimmt seinen Kopf zwischen ihre Hände. Er tritt wiederum zurück.

Pause.

Vittoria.

Du siehst nicht fröhlich aus.

Lorenzo.

Ich bin nicht fröhlich.

Pause.

Lorenzo.

Vittoria, wie hast Du heut geschlafen?

Ohne die Antwort abzuwarten.

Weisst Du, ich wachte einmal morgens auf,
indessen Du noch schliefest. Ueber Dich
war ich gebeugt und hasste Deine Augen,
ich hasste Deine süssen Augenlider:
denn irgendwie verstand ich, dass darunter
ein Traum war, angefüllt mit Leben; dran
ich keinen Antheil hatte, keinen Antheil,
nicht eines Schattens Antheil!

Vittoria.

Ja, mein Lieber.
Doch war dies, weil ich schlief, nun bin ich wach

Lorenzo.

Nein! dies ist, weil Du wach bist! Aber dann
müsst' ich die Lider nicht, ich müsste ja
die wachen Augen hassen und die Lippen
und diese süsse, helle Stirn und alles!

Vittoria.

Ich weiss nicht, was das ist, wovon Du redest!

Pause.

Lorenzo.

Sag' mir, was bin ich Dir?

Vittoria.

Du bist mein Mann.

Lorenzo.

So bist Du meine Frau, und Mann und Frau,
sagt man, sind eins. Mich dünkt, dies ist nicht so.

Vittoria.

Du bist ein Ganzes und auch ich bin ganz:
und kann mich nur als Ganzes geben, nicht
den Kranz auflösen, der mein Wesen ist.
Was quälst Du Dich und mich mit solchen Worten?

Lorenzo.

Nicht genug deutlich? Nun, hier ist ein Bild!

Hält ihr die Dose hin.

Und der mir's gab — so hat Natur noch nie
mit lautem Mund geschrieen, ist der Vater
des Burschen, den Du Deinen Bruder nennst!
und nicht Dein Vater, Dir ist er nicht ähnlich,
o, nicht Dein Vater, er ist wohl zu jung!

Fast athemlos.

Des Burschen Hände aber wieder sind
den Deinen allzu ähnlich, als dass nicht
ein fürchterlich verwirrender Verdacht
sich wie ein Brand ganz durch mein Denken frässe,
von hundert dunklen Dingen noch genährt:
denn der mir's gab, das ist derselbe Mensch,
dess' Anblick gestern in der Oper Dich
unter der Schminke so erbleichen liess,
als schlüg' ein weisser Blitz durch Deinen Leib —

Er hält inne.

Vittoria.

Den Blick auf ihn geheftet, ruhig.

Dass ich erschrak, kann sein. Ich hab' ihn lange,
so lange nicht gesehen, dass mir war,
als müsst' nun meine Mutter hinter ihm
aus ihrem Grabe aufgestanden kommen,
zuhören, wie ich singe. Ich hab' ihn
als Kind sehr oft geseh'n, bis zu dem Tag,
da meine Mutter starb und mich zurückliess
und meinen neugebor'nen Bruder.

Nach einer kleinen Pause.

Meine
und meines Bruders Hände gleichen, glaub' ich,
den Händen unsrer Mutter. Ich war damals
zehn Jahre, und mein Vater lange todt.

Lorenzo.

Wie, Deine Mutter war zweimal vermählt?

Vittoria.

Das nicht. Ich war ein Kind, das viel verstand.
Begreifst Du, was mir's war, nach siebzehn Jahren
den Menschen wiederum zu seh'n? Er ist
die Schuld, dass meine Mutter starb und dass
mein Bruder lebt. Jetzt schweigen wir! Die kommen.

Cesarino und Marfisa nähern sich, Lorenzo geht ihnen einige Schritte entgegen. Sie entfernen sich wieder.

In der Mitte allein.

Ich lüge wie ein Grabstein, und ich bin's
ja auch allein, drin wie in einem Grab
dies sonst vergess'ne Abenteuer wohnt.

Lorenzo.

Tritt wieder zu ihr.

Vittoria.

Ohne sich umzuwenden.

Hast Du sie wieder fortgeschickt?

Lorenzo.

Hart bei ihr.

Vittoria, mach', dass ich Dir glauben kann!

Vittoria.

Sieht ihn mit offenen Augen an.

Lorenzo, was bin ich Dir, wenn Du's vermagst, jetzt zu zweifeln?

Lorenzo.

Alles bist Du mir, alles — so oder so, zum Guten oder zum Schlimmen. Das einzige Geschenk, das mein Leben je mir zuwarf, eines aber, das alle andern in sich schliesst . . .
Vittoria, ich habe Angst, an Dir zu zweifeln und Angst an Dich zu glauben. Was immer Du redest, hab' ich Angst, dass das Leben mich überlistet.

Vittoria.

O, es überlistet uns alle, mein Freund!

Lorenzo.

Dringender.

Vittoria, mach', dass ich Dir glauben kann! — Bedenk', wie Du in mein Leben hineintratest, beladen mit Geheimnissen —

Vittoria.

Es gab eine Zeit, da Du mich um dieser Dinge willen mehr liebtest. Du selbst verglichest mein Wesen mit einem festgeflochtenen Kranz. Ja, ich bin nicht Dein Geschöpf, ich bin das Geschöpf des Lebens und beladen mit dem Abglanz überwundener Schmerzen; behängt mit dem Gold erstarrter Thränen, trat ich in Dein Leben hinein. Denk' daran, wie es anfing, Lorenzo. Hab' ich gelogen? versprach ich zuviel?

Lorenzo.

Ich denk' daran, Vittoria. Dein Reden hat niemals etwas versprochen, Dein Schweigen — auch nicht, dünkt mich. Es war nur Dein Wesen, das Unaussprechliches versprach — und hielt, Vittoria, ja, o mehr als hielt! — — Ich war wohl nicht der unglücklichste Mensch auf der Welt, aber vielleicht der wenigst Glückliche — da fand ich Dich. Welch ein Geschenk war das! Ich, der ich an einer Welt und ihrer Sonne nicht Lust gefunden hatte, lernte ein Oellämpchen lieben, weil es Dich beleuchtete! Du warst die einzige Wirklichkeit in meinem Leben, die Veste, auf der ich meine Welt aufbaute — Du, beladen mit Geheimnissen, Du, das Geschöpf eines Lebens, von dem ich nichts wusste! Ich lernte Dich zu sehr lieben, mit einer Liebe, die mein Wesen

durchschütterte und in mir zuweilen Abgründe der Ermattung aufriss, wie ein ungeheurer Zorn!
Doch wenn in Deinem Reden, Deinem Schweigen
so wie in einem Nest und einem Abgrund,
wie Kröten, Lüge neben Lüge wohnt —
vom Anfang an, und immer — immer fort
— wie's möglich ist, entsetzlich möglich ist! —
was bleibt uns dann, Vittoria, dass wir beide
fortleben können? sag', was bleibt, Vittoria?

Vittoria.

In ihrem Gesicht scheint ein Entschluss mit Heftigkeit zu arbeiten. Sie geht zum Tisch und läutet mit einer kleinen Glocke.

Lorenzo.

Was willst Du thun?

Vittoria.

Das Einzige, was Dich ruhig machen kann! Ich wollte es vermeiden, um jeden Preis vermeiden! Aber jetzt muss es sein. Wir müssen zu ihm gehn. Du musst dabei sein, wenn ich ihn wiedersehe und wenn er mich wiedersieht. Dann wirst Du mir vielleicht glauben können. Oder er muss hierher kommen.

Läutet nochmals.

Lorenzo.

Erregt.

Vittoria, was Du willst, das ist schon gescheh'n
Er wird herkommen.

Vittoria.

Tonlos.

Er wird herkommen!

Lorenzo.

Ich habe das gethan, was Du thun willst.

Vittoria.

Du hast es gethan, Du hast es schon gethan!

Zu dem Diener, der an der Thür rechts vorne erscheint:

Geh wieder, es ist nicht mehr nöthig.

Diener ab.

Du hast ihn herbestellt — — um mich zu prüfen?

Lorenzo.

Mit bebender Stimme.

Ich weiss es nicht — es kam so — es fügte sich so. Da Du es aber nun so willst, Vittoria ..... Du selbst es willst — dann ist ja alles gut, Vittoria!

Kleine Pause.

Was macht Dich jetzt traurig?

Vittoria.

Sehr ernst.

An eines nur hast Du gar nicht gedacht.
Wenn er jetzt kommt, und sieht mich, und sieht den, und nimmt ihn mir? Lorenzo, nimmt ihn mir!

Lorenzo.

Wie, kennt er denn sein Kind?

Vittoria.

Schüttelt den Kopf.

Lorenzo.

Erkennt er Dich?

Vittoria.

Kann sein. Und dann? was dann, er ist der Vater
ich nicht die Mutter; welche Kraft hab' ich,
die Schwester, wenn er sein Kind haben will?

Sie richtet ihre Augen auf ihn.

Lorenzo.

Ganz verstört.

O weh mir, dass ich immer wehthun muss,
mir selbst und andern!

Vittoria.

Indem sie ihn mit den Händen leise berührt.

Es ist besser so:
wenn Du mir dann nur glauben kannst, mein Lieber,
und glauben. dass ich Dein bin.

Lorenzo.

Schmerzlich.

Mein! Doch wie?

Vittoria.

So völlig, als ich kann! Nun still, die kommen.

Lorenzo.

Sieh mich noch einmal an!

Vittoria.

Da!

Sie reicht ihm einen Blick wie einen Kuss.

Lorenzo.

Liebe! Liebe!

Marfisa und Cesarino kommen plaudernd näher, Lorenzo geht ihnen entgegen.

Vittoria.

In der Mitte allein, spricht sanft vor sich hin.

Ich kann nicht sehn, wie sein Gesicht so blass ist
und so beladen mit verhaltnen Schmerzen.

Indem sie weiter spricht, nimmt ihr Gesicht einen völlig veränderten Ausdruck von Aufmerksamkeit, beinahe von Strenge an.

Um seinetwillen lüg' ich bis ans Ende.
Nun bin ich Eine, die auf Dächern wandelt,
wo kein Vernünftiger den Fuss hinsetzt:
wer mich beim Namen anruft, bringt mich um.
Doch wenn der Andre ähnlich wär' mit dem,
so fiele dies Gebäude schnell zusammen!
Nun muss ich warten, ruhig, was auch kommt:
doch wenn ich Einen falsch berechnet hab',
so grub ich meinem ganzen Glück sein Grab.

Sie tritt ans Clavier und schlägt stehend ein paar Accorde an.

Cesarino.

Zu ihr tretend.

Lasst mich doch nicht dabei sein, wenn ihr euch
mit diesem fürchterlichen Alten abgebt.

Lorenzo.

Wen meint er denn?

Vittoria.

Den alten Passionei.
Der kommt dann her. Du siehst, auch ich hab' Gäste.

Cesarino.

Ich wollte grad' so gern mein offnes Grab
anschaun, als solch ein wandelnd Grauen. Ich denk'
mir immer,

wenn ich ihn essen seh' und eine Beere
abfällt, bald fällt vielleicht der Finger mit!
Verzeih' mir's Gott, ich freu' mich manchesmal,
dass ich die Mutter nie gesehen hab'
Und nun nicht zuseh'n muss, wie sie zerfielc!
Du bist mir statt der Mutter und bist jung!
Lasst mich mit der ins andre Zimmer geh'n:
sie soll auf einem Stuhl im leeren Zimmer
verlassen sitzen wie die Ariadne,
ich will der Bacchus sein, der zu ihr kommt!
Ich roll' den Apfel, wie ihr Knie so rund,
dann ist sie Atalanta, ich der Freier,
der sie gewinnen will mit grosser List!

Marfisa.

Dies ist ein Kopf, in dem die ganze List
beisammen wohnt von Frauen und von Männern.
Er sagt aus Heuchelei das, was er meint,
und deckt es damit besser als mit Lügen.

Cesarino.

Auf sie zeigend.

Dies ist ein Kopf, in dem der Kopf der Circe
verborgen ist, der, wenn sie schläft, wie Phosphor
durch Elfenbein, durch diese Larve schimmert.
Ich fürcht', sie macht Glühwürmer aus uns allen
und steckt sich die mit Nadeln in ihr Haar!

Vittoria.

Nein, bleibt nur da.

Cesarino.

Ich bleib' nicht da und will,
dass sie mit mir geht. Und willst Du es wehren,

so schrei' ich so, dass der dort an der Decke
vor Schrecken den gemalten Blumenkranz
aus den gemalten Händen fallen lässt!

Vittoria.

Marfisa, bitte, geh: vor meinem Spiegel
sind aufgeschlag'ne Noten, bring' mir die.

Marfisa geht links ab, Lorenzo in den Hintergrund.

Vittoria.

Küsst Cesarino heftig auf die Stirn.

Cesarino.

Was hast Du, Schwester? Du bist nicht wie sonst!
nein, lüg' nicht, Du hast eine Angst in Dir!
Was ist es, Schwester, liebe Schwester, was?

Vittoria.

Geh zur Marfisa, gieb nicht Acht auf mich!

Cesarino.

Nicht von der Stelle, eh' Du anders bist,
Du! Du!

Vittoria.

Nein, geh, mein Kind. Du bist doch da,
Du und mein Mann. Wovor sollt' ich mich fürchten?

Cesarino.

Ich weiss nicht, was es ist, allein ich fühl',
es ist etwas. Du bist nichts als ein Schwindeln,
in einen dünnen Schleier eingewickelt.

Vittoria.

Mein Freund, das ist nur, was wir alle sind.

Merk' auf, ich geh' den Gästen jetzt entgegen,
und später sing' ich was von der Musik,
die er geschrieben.

Cesarino.

Wer?

Vittoria.

Der Passionei,
der alte Mann, vor dem es Dir so graut.

Cesarino.

Merk' auf, er weiss nicht, dass die Melodien
von ihm sind und schläft ein, indes Du singst.

Vittoria.

Nickt ihm zu, geht nach rückwärts.

Cesarino.

Steht rechts, sieht ihr nach.

Sie geht nicht so wie sonst. Ich bin nicht ruhig,
eh' ich sie singen hör'. Doch fürcht' ich sehr,
sie singt heut nicht. O weh, was sind mir nun
die Lippen der Marfisa! Liebe Schwester,
die schwächste Angst um Dich haucht auf die Welt
und macht sie trüb' wie angelaufne Klingen!

Marfisa kommt von links, legt die Noten aufs Clavier, geht zu Cesarino nach rechts.

Lorenzo.

Tritt von links rückwärts wieder herein, winkt Vittoria zu sich und führt sie an der linken Seite der Bühne einige Schritte nach vorne.

Vittoria, noch ein
Wort!

Vittoria.

Tritt zu ihm.

Lorenzo.

Spricht hastig.

Wenn er sein Kind nicht kennt — und Dich, wie's
sein kann —
auch nicht erkennt — so bitt' ich: sag' ihm nichts!

Vittoria.

Sieht ihn gross an.

Wie?

Lorenzo.

Denn nun hab' ich Kraft, Dir so zu glauben!

Vittoria.

Sanft.

Wie Du es willst, wie du es wirklich willst.

Lorenzo.

Hastig.

Ich will, dass Du für Cesarino nicht
zu fürchten hast — um meiner Schwäche willen!

Vittoria.

Schnell.

O schmäh' Dich nicht!

Lorenzo.

Sei still, die Gäste kommen.

Sie wenden sich nach rückwärts.

Rückwärts, als wie aus Gondeln und über Stufen heraufsteigend, die Folgenden, von Lorenzo und Vittoria begrüsst:

der Abbate, der alte Componist, geführt von seiner alten Dienerin und der Redegonda. Hinter diesen Salaino, der deutsche Graf und drei Musiker mit ihren Instrumenten.

Der Abbate.

Indem er sich vor Vittoria auf ein Knie niederlässt.

O schönste Eurydike! die mit Orpheus
die Rollen tauscht, und sie ruft ihn zurück
und führt ihn aufwärts aus dem Reich der Schatten!

Die Dienerin nimmt dem Alten den grossen Mantel von den Schultern und eine grosse Halsbinde vom Hals.

Vittoria.

Wen meint Ihr, Gamba?

Abbate.

Euch und diesen hier!

Vittoria.

Sieht Passionei an.

Solch eine Kraft hat Zeit, und ist doch nichts,
schlägt nicht auf uns, giesst uns kein Gift ins Ohr
und solche Wirkung!

Der Alte flüstert mit seiner Dienerin.

Vittoria.

Ich bitt' Euch, Freunde, wisst Ihr, was er will?

Redegonda.

Er fürchtet sich vor jeder kühlen Luft.

Vittoria.

So führt ihn hierher, hier ist er geschützt.

Indem alle nach vorne gehen.

Mit solchem Schauspiel kürzt das Leben uns
die Zeit, da wir nun einmal seine Gäste.
Lebendige lässt es wie die Sodomsäpfel
vor uns zu Staub zerfallen, schneller als
ihr blühend Bild in unserm Aug' erlischt,
Verschwundne schickt's zurück, erweckt die Züge
Vergessener im ahnungslosen Antlitz
von Kindern, legt es auf Verwirrung an,
schickt Jedem Doppelgänger über'n Weg,
und lässt die Samen aufgehn, wann es will!

Sie setzen den Alten in einen Lehnstuhl vor dem grossen Tisch. Die Dienerin bleibt neben ihm. Er flüstert mit ihr.

Lorenzo.

Was will er nun, ich bitt' Euch, Freunde, seht!

Der Graf.

Nun ängstigt ihn die Sonne.

Vittoria.

Auch die Sonne!
Auch vor der Sonne hat er Furcht! So arm —

Es wird an einem der rückwärtigen Fenster ein grüner Vorhang herabgelassen.

Salaino setzt sich ans Klavier, die Musiker halten ihre Instrumente bereit: Violine, Cello und Flöte. Vittoria geht, nachdem sie dem Alten einen Polster gegeben, nach links, nimmt ihre Noten in die Hand. Sie stimmen.

Vittoria.

Dies ist ein Mensch, von dem einst Freude ausging
und hier, wo jetzt der öde Trübsinn brütet
und zweite Kindlichkeit, das grauenvolle
Gespenst der ersten, hier sass einst Musik,

so süss, wie in der Brust von jungen Lerchen,
die überladen mit Triumph aufsteigen
und manchmal todt vor Lust zur Erde fallen.
Er selbst sitzt nun nicht hier, nur seine Hülse:
sein bessres Theil schläft da und da und da!

Sie zeigt auf die Instrumente.

Das Leben spinnt das Beste unsrer Seele
aus uns hinaus und spinnt es still hinüber
auf andere unschuldig're Geschöpfe
wie Bäume, Blumen, solche Instrumente,
in denen lebt es dann und altert nicht.
Wahrhaftig, wo wir lieben, schaffen wir
solch eine unsichtbare Zauberinsel,
die schwebt, mit selig unbeschwerten Gärten,
schwebenden Abgründen: die gleitet dann
im Traum des Abends einmal spät vielleicht
in goldner Luft hin über unserm Haupt,
und wenn die Augen sie noch matt erkennen,
die Hände heben wir umsonst empor!
So lassen wir vor diesem alten Mann
sein ihm entwandtes Reich nach oben fluthen.
vielleicht, dass er noch drüber weinen kann
und schmelzen bei des eig'nen Feuers Gluthen!

Sie fangen an zu spielen, Salaino am Klavier, Vittoria zählt die Takte, bis die Singstimme einsetzt. Rückwärts rechts tragen Diener verdeckte Silberschüsseln auf. Der Alte dreht sich nach ihnen um. Die Dienerin will ihn abhalten. Der Alte schlägt nach ihr und scheint stärker nach einer der Schüsseln zu verlangen. Vittoria legt ihre Noten aus der Hand, geht zu dem Alten hinüber. Die Musiker halten inne.

Vittoria.

Schaut: er will von den Speisen! Davon? nein?

doch davon? Das ist süss. So nimm von dem.

Sie haben ihm von der süssen Speise gegeben, er isst gierig.

Vittoria.

Sich von ihm abwendend.

Sieh mich nicht dankbar an, das ist zu bitter,
dass Du für dieses dankst und nicht für jenes.

Geht wieder zu den Musikern hinüber.

So lasst ihn denn, und spielen wir's für uns!
Denn wirklich: was einst Feuer war in ihm,
ist Feuer nun in uns und diesen Geigen:
als er noch jung war, gab ihm das ein Gott:
er horchte auf den leisen, süssen Laut,
mit dem das Blut in den entblössten Adern
des Lebens läuft und fing den Klang davon
in seinem Ohr und hauchte ihn in Flöten:
wir haben die Musik, die er erschuf,
nun ist sein Athem nimmermehr vonnöthen!

Sie fangen wieder an, das gleiche Musikstück zu spielen. Indessen führt ein Diener durch die Thüre rechts vorne den Baron herein. Dieser winkt dem Diener, nicht zu stören und bleibt abseits stehen. Vittoria bemerkt ihn und senkt mit ruhigem Lächeln ihr Notenblatt. Die Musik hält inne.

Vittoria.

Sehr gelassen zu Lorenzo, der dem Eintretenden den Rücken kehrt.

Lorenzo, Du hast einen Gast gar nicht gesehn.

Lorenzo.

Wendet sich, begrüsst den Baron.

Ah, Weidenstamm! ich freue mich von Herzen!

Leise.

Nichts, wenn ich bitten darf, von heute Nacht:
das ist vorbei und nicht mehr wahr, wie Träume!

Er wendet sich zu Vittoria, führt sie an der Hand einen Schritt vor.

Vittoria! — Baron Weidenstamm aus Holland!

Vittoria.

Zum Baron, lächelnd, kühl.

Und mir nicht völlig fremd, wenn ich nicht irre.

Lorenzo.

Rechts zur Seite tretend, für sich.

So grüsst sie nicht, wenn der geheime Inhalt
all ihrer Träume aus dem Nichts hervor
auf einmal spränge. Ah, sie grüsst ihn so,
als wär' es Einer, den sie gestern Abend
noch sah und sprach. O ja, nun kann ich athmen.

Vittoria scheint durch eine Bewegung den Baron auf ihre Gäste hinzuweisen. Der Baron tritt auf Marfisa zu, die mit dem Abbate und Cesarino rechts steht. Cesarino und der Abbate treten zur Seite. Vittoria sieht unverwandt auf den Baron, dessen Blick nur einmal flüchtig über Cesarino hinstreift. Rechts ganz vorne steht Lorenzo und beobachtet auch die Gruppe mit Aufmerksamkeit. Plötzlich fährt er mit der Hand wie unwillkürlich nach der Dose, die er zu sich gesteckt hat. Er besinnt sich sogleich, tritt zu Vittoria und spricht.

Lorenzo.

Hastig.

Du musst ihm alles sagen. Cesarino
steht dort, als athmete dasselbe Bild,
das hier auf meiner Dose — ja, mich dünkt,
er muss es jetzt schon wissen.

Vittoria.

Leise.

Wie Du willst.

Lorenzo.

Ebenso.

Wir müssen, Liebe, Muth!

Vittoria.

Wenn Du denn willst!

Der Baron verbeugt sich lächelnd vor Marfisa und tritt wieder zu Vittoria vor.

Vittoria winkt Cesarino zu sich. Marfisa und der Abbate gehen zu den Musikern hinüber, die ihre Instrumente bei Seite gelegt haben.

Vittoria.

Cesarino dem Baron vorstellend.

Dies ist mein Bruder und zu sehr mein Stolz.
Die Sonne von Neapel war das Erste,
zu dem er „Kukuk“ sagte, wenn sie abends
im Meer versank, und später wollt' er sie
anrühren, weil er sie für einen Ball
von Gold hielt, und seither ist er verliebt —
ich glaub', seitdem — in Gold und Edelsteine
wie eine Elster, und ich fürcht', das macht:
er hat ein zu begierig Aug' für Schönheit.
Das Lesen und das Schreiben lehrten ihn
die guten Väter auf dem heiligen Berg,
der die Karthause von Siena trägt;
ich glaube, wenn er lachte, waren sie
so froh, als wäre ihrem Klosterschatz
ein Stück vom heiligen Rock zutheil geworden,

und aus dem Holz ehrwürdiger Cypressen
auf ihren Ruhestätten schnitzten sie
ihm eine Armbrust und auch gleich den Vogel,
da der von Gott geschaffne nicht so still hielt.
Ich schwätz' zu viel. Es haben ihn fünf Städte
und eine Schwester, die nichts kann als singen,
so schlecht erzogen, dass er voll der Fehler
der Jugend steckt, und leider voll des Zaubers,
der für zu günstige Augen sie verhüllt.
Je mehr ich von ihm rede, merk' ich, kommt
nicht er, nur meine Thorheit an den Tag.
Geh zu den Andern, geh zu der Marfisa.

Cesarino tritt zu der Gruppe beim Klavier.

Vittoria.

Er meint, dass ihm die Welt gehört. Wenn er
zu Wagen oder Schiff in einer Stadt
ankommt, so rollt er seinen Blick umher,
ganz wie der Söldnerführer, der die Stadt
erobert hat und die Brandschatzung abhält
und mit den Augen, stärker als Magnete,
versteckte Frauen und vergrabne Schätze
aus allen Winkeln an sich ziehen will.

Während dieser Erzählung suchen Vittorias Augen den Blick des Barons, und sie scheint mit dem Blick ihm mehr sagen zu wollen, als ihre Worte sagen. Der Abbate steht aber nahe. Auch Lorenzo steht rechts vorne in ihrer Nähe.

Vittoria.

Fortfahrend.

Sein Reden, wenn er sah, was ihm gefällt,
ist wie Auflodern halberstickter Flammen.
Er ist noch halb ein Kind, und seine Zunge

ist wie der Speer des Halbgotts, dessen Spitze
die tiefsten Wunden schlug und wieder heilte.
Sein Blick dringt durch und durch, er sieht die nackt,
die sich verstellen, und ich fürchte, Scham
hält ihn nicht auf, doch weiss ich: Liebe kann's —

Cesarino.

Tritt wieder zu ihr.

Sprichst Du ihm immer noch von mir, Du Gute?

Vittoria.

Mein Bruder, sprich mit ihm, er stand sehr nah
zu Deiner Mutter.

Cesarino.

Thatet Ihr das, Herr?
Ich habe meine Mutter nie gekannt.
Sie sagen, „Mutter“ ist das schönste Wort
im Leben, mit dem tiefsten süssen Klang
beladen, doch für mich ist „Schwester“ dies.
Und wenn ich „Mutter“ sag', so denk' ich Eine,
die mit dem einen Fuss im Grab, auf mich
aus fremden Augen schaut, und schaudre fast.

Baron.

Da thut Ihr Unrecht.

Führt ihn plaudernd nach rückwärts.

Vittoria.

Allein stehen bleibend, da auch Lorenzo nach rückwärts gegangen, der Abbate zu der Gruppe am Klavier zurückgetreten ist.

Schmäht er seine Mutter,
um mir zu schmeicheln? Und mich schmerzt's beinah!
So steh' ich selber mir im Licht und muss

zwiesäftige Früchte essen, deren Fleisch
halb süss, halb bitter schmeckt. Wie gleicht dies
Träumen!

Lorenzo.

Zu ihr zurückkommend.

Vergisst Du ganz den Alten?

Vittoria.

Nein, mein Freund.
Verzeih, ich bin heut' nicht die beste Hausfrau!

Lorenzo.

Verzeih mir Du. Ich seh', Du bist bewegt.

Vittoria.

Ja, ja, ich bin's. Bedenk', wie viel er mir
wegnehmen könnte, dieser Augenblick:
mein Schicksal tanzt auf eines Messers Schneide —
verstehst Du mich?

Lorenzo.

O wohl.

Vittoria.

Indessen Lorenzo sich wegwendet und einem Diener etwas aufträgt; für sich.

Das hoff' ich nicht!

Wieder zu Lorenzo.

Sei ohne Sorgen, ich vergesse nicht.
Wo ist der Alte? ich vergesse nicht.

Lorenzo.

Auch mich nicht ganz?

Vittoria.

Heut' weniger als je:
mir ist, ich seh' mein Leben durch und durch
und Deine Liebe drinnen.

Lorenzo.

Wie die Mücke
im Bernstein?

Vittoria.

Nein. So wie den Edelstein
im Bergkrystall, der eine Heilkraft hat
und den verstümmelten Krystall von innen
nachwachsen macht, wie ein lebendiges Ding!

Lorenzo geht nach rückwärts, wo die Redegonda, die Dienerin und der Graf den Alten hereinführen.

Zu Vittoria tritt der Baron, Cesarino zu Marfisa, den Musikern und dem Abbate, der ihn bekomplimentirt.

Vittoria.

Geht noch einige Schritte nach vorne, so dass Niemand sie hören kann; zum Baron.

So weisst Du, wer das ist?

Baron.

Küsst ihr die Hand.

Vittoria.

Es ist Dein Kind,
Dein und mein Kind! Stell' Dich vor mich,
dass mich die dort nicht weinen sehn.

Sie weint.

Marfisa.

Such' Du mir eine Frucht aus, Cesarino,
und bring' sie mir!

Salaino.

Leise, flehend.

Marfisa!

Marfisa.

Halblaut zu ihm.

Das war gestern —
und heut ist heut!

Sie nimmt die Frucht aus Cesarinos Hand.

Vittoria.

Zum Baron.

So wein' ich
einmal aus meiner Seele tiefstem Kern:
denn dies ist das Geheimniss meines Lebens
und alles Andre nur die leere Schale.

Baron.

Du liebste Zauberin, ein Spiegel ist's,
der dreissig Jahr' nach rückwärts, wie ich athme,
mich eilig blitzt! Ich küsse meine Jugend
wehmüthig auf die Stirn, wenn ich ihn küsse!

Vittoria.

Mir macht er meiner Jahre Zählung wirr
und mich mir selbst zur Doppelgängerin.

Baron.

Wie meinst Du das?

Die Gruppe links will Cesarino ans Klavier ziehen. Marfisa am schmeichelndsten. Ein Musiker bietet seine Geige. Salaino steht abseits.

Vittoria.

Halb gegen diese gekehrt, spricht zum Baron.

Sind alle nicht von seinem wilden Feuer
bestrahlt? er ist Dein Kind! sag', bist Du froh?

Indem sie sich nach links hin wendet.

Sie haben Recht, Abbate — Malaspina
hat Unrecht: ja, mein Bruder spielt viel besser,
geläufiger und besser viel als ich,
obwohl er um zehn Jahr', vielmehr beinahe
zehn Jahre jünger ist —

Zum Baron.

Siehst Du, hier weiss kein Mensch
mein wahres Alter!

Baron.

Weil Du keines hast!

Vittoria.

Lächelnd.

So schwimme ich auf einer grossen Lüge
durch's Leben, wie Europa auf dem Stier:
die Schwester meines Kindes, schattenhaft,
zu einem neuen Wesen fast verdoppelt — —

Es kommt rechts der Alte vor, von seiner Dienerin und der Redegonda geführt; hinter ihm Lorenzo und der deutsche

Graf. Der Baron tritt etwas zur Seite nach rechts vorne, Lorenzo zu ihm. Die Redegonda präsentirt den Alten und die Dienerin der Vittoria.

Der Graf nimmt Antheil. — Indessen

Lorenzo.

Zum Baron.

Nun weisst Du, was mich in den Boden schlug,
als Du mir Deine Dose schenktest. Zwar
nicht jedes Blut ist so, dass es vor Staunen
und plötzlicher Verwirrung fast gefriert.
Ich müsste diese Eigenschaft in meinem
ein Weibererbtheil nennen und mich schämen,
wüsst' ich's dafür nicht ziemlich frei von Feigheit
und fieberfrei, wo wirkliche Gefahr.

Baron.

Schweigt mit einer verlegenen Bewegung.

Lorenzo.

Erklärend.

Ich weiss erst heute, dass Vittorias Bruder
von Mutter- zwar, doch nicht von Vaterseite
ihr Bruder ist —

Baron.

Ablenkend.

Ich kannte einen Marschall
von Frankreich, den der Anblick weisser Mäuse
in Ohnmacht warf. Es giebt dergleichen Spiele —

Vittoria.

Lässt sich von einem Diener die grosse Fruchtschüssel reichen und legt Feigen und Orangen in einen Korb, den die alte Dienerin hält. Der Alte sieht mit leuchtenden Augen zu.

Vittoria.

Ja, Deine Anna trägt sie Dir nach Haus,
und sie gehören alle Dir. Die Welt
ist für ihn wieder, wie für Kinderaugen
zurückgekrochen in die runde gold'ne
Orange. Möglich hat er selbst einmal
den Kern, bei Gott! unwissend hingestreut,
daraus der Baum entstand, von dem die kommt.
Er war vielleicht bei Einer, die er liebte,
und wie die Nacht verging und ihnen Küsse
den Sommerdurst nicht stillten, schälten sie,
im Bette aufgestützt, solch eine Frucht
und warfen ihre Kerne durch das Fenster
nach einer Fledermaus, die draussen schwirrte.
Sie wühlten in dem kühlen Fleisch der Frucht
und theilten ihren Duft und Purpursaft
mit trunknen Fingern, die in einer Welt
von Leben, Lust und Traum zu wühlen meinten —
und ihre Lippen theilten eine Welt!
Nun hat die Zeit dies alles umgekehrt
wie eine Sanduhr, und die ganze Welt,
rückfluthend, liess ihm nichts als diese Frucht zurück.

Der Graf.

Ich führ' in meiner Gondel ihn nach Haus:
er wohnt in einem Winkel der Giudecca,
wo morsche Leiber alter Schiffe liegen
und, langsam faulend, auf das hohe Meer
aus blinden Augenhöhlen —

Redegonda.

Wie! und ich?
Ich fahr' nicht mit! Dort ist nichts als Gesindel,
hohläugige Kinder —

Der Graf.

Kommen Sie nicht mit,
so finden wir uns auf der Piazza später,
in einer Stunde.

Die Redegonda tritt einen Schritt nach rückwärts, die Dienerin führt den Alten weg.

Vittoria.

Zu dem Grafen.

Schön ist an Euch Deutschen —
Dass Ihr Liebende sein und doch zugleich
vom Vater und vom Bruder einen Schimmer
an Euch bewahren könnt. Hier liegt ein Grund,
Euch recht zu lieben, wenn man Euch versteht.

Redegonda.

Flüsternd zum Baron, der zu ihr getreten ist.

So gieb doch Acht! Er würde mich ermorden!

Der Graf.

Lächelnd.

Meint Ihr's auf den? Dann wär's von Söhnen etwas —

Redegonda.

Etwas rückwärts, zum Grafen.

Friedrich, Sie kommen nicht?

Vittoria.

Zum Grafen.

Ich mein's auf den
vielleicht, und auch auf die —

Der Graf.

Ihr seid sehr gut —

Er küsst ihr die Hand, sie reden noch, langsam nach rückwärts gehend.

Die Gruppe am Klavier hat sich aufgelöst und mit Ausnahme der Marfisa, die sitzen bleibt, sind alle nach rückwärts gegangen.

Baron.

Rechts vorne zu Lorenzo, dem Alten nachsehend.

Das wird aus uns!

Lorenzo.

Ich glaub', ich hab' gehört,
dass er sehr schön war und von vielen Frauen
geliebt —

Baron.

Nicht möglich! Hast Du seine Lippen
geseh'n?

Lorenzo.

Es giebt vielleicht Gedichte drauf! Er sang
in einer seiner Opern — man verglich
die Lippen einer halbgeöffneten
Granatfrucht —

Baron.

Weisst Du das?

Für sich.

Er ist nicht doppelt
so alt wie ich, und wär' er's, wär's kein Trost!
Nur keinen Tag verlieren, keiner kommt zurück!

Er sieht, dass Marfisa allein ist, geht mit einer verbindlichen Bewegung gegen Lorenzo eilig zu ihr hinüber, spricht eifrig mit ihr; sie lacht. Lorenzo geht zu der Gruppe im Hintergrund. Von dieser lösen sich bald Cesarino und Vittoria und kommen

wieder vor, jeder für sich, er links, sie rechts. Cesarino betrachtet den Baron. Dann bemerkt er Vittoria, geht lebhaft zu ihr. Beide stehen rechts im Mittelgrund, halb den zwei Andern zugewandt. Indessen

Baron.

Zu Marfisa.

Ich muss wahrhaftig heut' vor Abend fort,
und doppelt giebt, wer gleich giebt, schöne Kleine!

Marfisa.

Lacht, scheint ihm etwas zu versprechen.

Vor Abend, das ist lang!

Baron.

Drei kurze Stunden!

Er zieht seine Uhr heraus, beide neigen sich über die Uhr. Marfisa streckt drei Finger in die Höhe, er küsst flüchtig ihre Fingerspitzen. Sie deutet, er solle jetzt zu den Andern gehen.

Cesarino.

Lebhaft zu Vittoria.

Schwester, der fremde Mensch gefällt mir sehr —

Vittoria.

Hat er denn viel mit Dir geredet?

Cesarino.

Nein!
Allein die Art, und dass er wieder jetzt
mit der Marfisa spricht — schau, wie sie lacht!
ich weiss nicht, was es ist — ich hab' ihn gern!

Vittoria.

Küsst ihn auf die Stirn.

Stellst Du Dir vor, Du möchtest gern einmal
so sein?

Cesarino.

Wie der? ganz so und nichts als das?

Vittoria.

Ja, was denn noch? berühmt?

Cesarino.

Ja, auch berühmt!
Um alle auszulachen, die den Ruhm
wie eine grosse Staatsperrücke tragen!

Vittoria.

Wie trügst denn Du ihn?

Cesarino.

Wie eine Schuhschnalle.

Vittoria.

Wenn er jetzt herkommt, sprich noch mehr mit ihm,
und merk' auf alles gut, was er Dir sagt.

Marfisa.

Ist aufgestanden und mit einem Blick auf Vittoria langsam und lautlos nach rückwärts gegangen, wo sie in der Thür rechts verschwindet.

Baron.

Tritt mit einer leisen Verlegenheit zu Vittoria und Cesarino.

Bruder und Schwester!

Cesarino.

Das sind wir doch wirklich!
Sie sagen's so wie: „Diana und Endymion",
„Zeus und Europa", ganz als ob es Masken wären.

Vittoria.

Er ist zu unverschämt!

Baron.

Es ist sein Alter.
Ich muss ihn bitten, dass er mir Du sagt,
das wird ihn älter machen und mich jünger.

Cesarino.

Warum? es sagen Väter ja und Söhne
einander Du!

Baron.

Doch Freunde auch. Es giebt
nicht wenig Städte, wo der ganze Adel
sich so zu Brüdern macht.

Vittoria.

Zu Cesarino.

Lass Dir von ihm
erzählen! Er ist viel gereist: die Welt
ist ihm ein offnes Buch.

Sie geht nach rückwärts, wo sich indessen alle empfohlen haben und Lorenzo allein zurückgeblieben ist.

Cesarino.

Eifrig zum Baron.

Die halbe Lust
am Reisen, denk' ich, nein, mehr als die halbe
muss in der Schnelligkeit — ich kann mich schlecht
ausdrücken —

Baron.

Aber was Du meinst, hat Sinn:
Europa wird Dein Haus, die Welt Dein Garten,

der Wunsch erschafft Dir Vaterländer,
die Hast ist schönste Trunkenheit!

Cesarino.

Nachdenkend.

Ja, das — und viel — Doch irgendwie
muss dann das Leben immer so —

Er hält inne.

Baron.

Das kommt von selbst.
Der umgegrabne Baum geht schnell zugrund,
uns giebt ein fremder Boden Riesenkräfte.
Die Märchen werden wahr, der Vogel Rockh
trägt Dich in seinem Turban, Ariadne
hebst Du in Deinen Wagen, die Verlassne:
Städte versinken hinter Dir, und neue
tauchen empor: weil Du der Fremde bist,
bist Du schon reizender als alle Andern:
die Schönsten sind an Felsen festgekettet,
doch Du hast Flügel an den Fuss gebunden
und wo Du auftrittst, haben sich im Flug
Perseus und Andromeda schon gefunden!

Cesarino.

Der jedes Wort von seinen Lippen trinkt; athemlos.

Warst Du an einem Hof? und wie ist's dort?

Baron.

Dort lernst Du's, jeden kurzen Augenblick
so leer zu saugen, wie ein Bettelkind,
das Trauben stahl, die letzte Beere aussaugt.
Und das ist gut, denn keiner kommt zweimal!
Geh jung an einen Hof und wenn Du dort
herauskommst, bist Du wie der Salamander,

der auch im Feuer athmet. Dort nur lernst Du,
die Flatternde von vorne wild zu packen
an ihrem einzigen Büschel Haar, die Göttin
Gelegenheit! Dort lernst Du, Dolche reden
und Gift aus Deinen Blicken werfen, aber
Du lernst auch, Augenblicke, die die Kraft
von Blitzen haben, Deinem Willen vor-
zuspannen, mehr in einem Blick zu schlürfen
als Perlen, die drei Königreiche werth sind,
und eines Athemzuges Frist zu stehen
auf einem Rad, dess' Speichen Schicksal sind!

Cesarino.

Mir schwindelt!

Baron.

Nein, es ist nichts als Spiel,
darin der stärkste Wille aus Medusen,
die ihn erwürgen, wenn er sie nicht bändigt,
tanzende Grazien machen kann, ein Spiel —

Er legt die Hand auf Cesarinos Schulter und geht plaudernd mit ihm nach rückwärts.

Vittoria, hinter ihr Lorenzo, kommen stumm aus dem Hintergrund und bleiben links vorne stehen. Vittoria zeigt auf die Beiden.

Kleine Pause.

Lorenzo.

Er denkt nicht daran, ihn uns wegzunehmen,
nicht wahr?

Vittoria.

Den Blick zu Boden.

Er denkt nicht dran.

Lorenzo.

So bist Du froh?

Vittoria.

Nickt, aber mit traurigem Gesicht.

Lorenzo.

Tritt von ihr weg nach links. Sie steht, ans Klavier gelehnt.

Lorenzo.

Für sich.

Warum ist sie nun traurig? Wieder Träume,
daran ich keines Schattens Antheil habe?
Ich werd' nicht fröhlich, eh' nicht der verschwunden:
so hängt noch immer Unheil in der Luft.
Fang' ich aufs Neue mich zu quälen an?
Nun ist nicht Nacht und morgen folgt nichts Bessres.

Der Baron und Cesarino kommen wieder nach vorne.

Baron.

Auch Kleider sind kein Ding, ganz zu verachten,
nichts ist blos äusserlich: was wären Blumen?
In diesen Dingen steckt ein Theil von uns:
die Römer liessen Sklaven hinter sich
hergehen, deren Köpfe schwer beladen
mit dem Gedächtniss wundervoller Verse
aus grossen Dichtern waren: unsre Kleider
sind solche Diener, und sie athmen Träume,
die unsre eigne Phantasie erschuf.

Vittoria.

Zu ihnen tretend.

Ich seh', dass Ihr Euch nur zu sehr versteht.

Baron.

So sehr, dass Euer Bruder mir erlaubt hat,
ihm so als wär' ich ein Verwandter, dies
engmaschige Netz zu schenken, das ein Ring
mit eingegrabenen arabischen Worten
verschliesst, doch eines Edelmannes Hand,
grossmüthiger als dieser Heidenring,
aufschliessen wird, bis kein Gefangner mehr
im Innern wohnt.

Er reicht ihm eine schöne gefüllte Börse.

Cesarino.

Die Hülse gern, doch thu' dies Gold heraus!

Baron.

Wie, hätt' ich Dir einen Granatapfel
geschenkt, behieltest Du die Schale nur
und würfest mir die Kerne vor die Füsse
wie dieses Gold?

Cesarino.

Nein, dies wär' Nahrung
für einen Augenblick.

Baron.

Lass Deine Laune
den Mund weit aufthun und dies Gold wird mehr
nicht sein als Nahrung eines Augenblicks!

Cesarino.

Ich kann nicht —

Baron.

Also weisst Du nicht zu schenken,
da Du so gar nicht anzunehmen weisst!

Cesarino.

Nimmt die Börse.

So muss ich wohl —

Baron.

Scheint mit dem Blick jemanden zu suchen.

Vittoria.

Die sind schon fort. Sie suchen?

Baron.

Schnell.

O Niemand, Niemand!

Vittoria.

Zu Cesarino, der mit der Börse in der Hand unschlüssig dasteht.

Und was denkst Du nach?

Cesarino.

Wir sind im Feenland: hier drinnen halt' ich
ein seidnes Zelt, gross wie die Markuskirche,
Gewänder für zweihundert Sklavinnen —
und eines aus durchsichtigem Gewebe,
mit goldnen Schmetterlingen eingestickt,
mit einem Unterkleid mattgelber Seide,
liegt drauf und —

Vittoria.

Heisst —

Cesarino.

Ich wollte sagen „glänzt" —
doch heisst? nun: heisst?

Vittoria.

Marfisa Corticelli!

Cesarino.

Ja, liebe Schwester. O mach' keine Falten
in Deine schöne, liebe, helle Stirn!
Steht nicht so da und seht Euch an und denkt:
er ist verliebt, das ist wie eine Krankheit,
man muss ihn hüten, er ist viel zu jung!
O lasst die Worte weg, sie sind Harpyen,
die Ekel auf des Lebens Blüthen streun!
Bin ich so jung? Die Göttin Helena
war sieben Jahr, als Könige um sie
zu Felde lagen, und der Dichter Dante
neun Jahr, als ihm der Liebesgott im Traum
erschien und in Sonetten zu ihm sprach!
Die Seele hat kein Alter: Dein und meine
sind Zwillinge, die Deine nur die sanftre!
Wenn ich Musik gehört hab', ist mein Ohr
so voller Nachklang, dass ich Harmonien
der Sphären spüre, wenn ein Ruder leise
durchs Wasser gleitet: so verzaubert sie
mir meine Augen, wie Musik mein Ohr.
Seht den an, der meint alles, wie ich's meine!

Vittoria.

So geh und kauf!

Cesarino.

Zwei Schiffe sind gekommen,
eins von Brabant und eins aus der Levante:
da find' ich, was ich such': denn ihre Maasse
hab' ich im Kopf, so wie die vielen Stimmen
der Palestrinamesse, die ich neulich
aus dem Gedächtniss aufschrieb in der Nacht.

Vittoria.

Leise.

Er macht Musik aus allem, was er anrührt!

Lorenzo.

Ebenso.

Wie wundervoll, dass solch ein wildes Wasser
zugleich die Gabe hat, so rein zu spiegeln!

Baron.

Küsst ihn auf die Stirn.

Geh, geh, mein Sohn, o wie ich Dich erkenne!

Cesarino.

Für was?

Vittoria.

Schnell.

Für einen frechen kleinen Burschen —
den hoffentlich die Leute auf dem Schiff
einfangen, ihn in einem andern Land
als Affen zu verkaufen.

Baron und Lorenzo reden indessen miteinander.

Cesarino.

Gut, dann spräng' ich
ins Wasser und es käme ein Delphin
und trüge mich auf seinem Rücken fort!

Vittoria.

So geh' nur, geh!

Lorenzo.

Zu Cesarino.

Nimmst Du mich mit?

Cesarino.

Wie gern!

Er läutet, ein Diener kommt, bringt zwei schwarze Maskenanzüge

Der Baron tritt zu Cesarino, flüstert ihm etwas ins Ohr, Cesarino hängt sich ausgelassen an seinen Arm.

Lorenzo legt den Arm um Vittorias Taille, führt sie ein paar Schritte nach vorne.

Lorenzo.

Sehr heiter.

Weisst Du, dass der Baron mir eben sagt,
dass er Venedig heute schon verlässt?

Vittoria.

Wie, heute schon?

Lorenzo.

Ja, heut', und lässt sein Kind
mit heiterm Lächeln stehen, wo er's fand.
Wie räthselhaft verschieden Menschen sind. . . .
Auch Deine Mutter glich wohl Dir nicht sehr!
Wie thöricht war ich nur mit meiner Angst:
das weiss ich: diesen hast Du nie geliebt,
auch nicht im Traum, auch nicht im bunten Traum!

Er wendet sich wieder zu den Andern.

Leb wohl, Vittoria. Cesarino, komm!

Zum Baron.

Du aber, bitte, leistest meiner Frau
noch eine kurze Zeit Gesellschaft, ja?
Ihr müsst Euch Vieles zu erzählen haben,
wenn ich nicht irre. Sind die Masken da?

Lorenzo und Cesarino werfen die Masken über und gehen ab.

Vittoria.

Geht nach vorne links, lädt den Baron mit einer Handbewegung zum Setzen ein, er bleibt stehen, scheint befangen.

Vittoria.

Nun geht Dein Sohn mit meinem Mann und kaufen
ein Kleid für eine Tänzerin. Kein Märchen
geht lustiger aus. Die alten Thränen wurden
Goldflitter für ein buntes Maskenkleid,
Du bist der Tänzer, ich die Tänzerin,
wir drehn uns einmal, dann gehst Du hinaus,
ich hier hinein, und Alles hat ein Ende.

Baron.

Küsst ihre Hand.

Du Liebe, Schöne, Gute!

Er wendet sich, nimmt seinen Hut von einem Lehnstuhl, wie um wegzugehen.

Vittoria.

Sieht ihn nachdenklich an.

Viel, viel leichter
sind manche Dinge hier, wo sie geschehn,
als hier, wo wir sie träumen. Sonderbar!
Nun lassen sie uns eine halbe Stunde
allein, damit wir, wie auf dem Theater,
Du mir, ich Dir, in hundert Worten sage,

was zu erleben grad' ein halbes Leben
hinreichte, — und dann willst Du wirklich fort?

Baron.

Den Hut in der Hand, rasch.

Noch heute, Liebe.

Vittoria.

Heute! an dem Tag,
der Dir Dein Kind gegeben. — Dies ist wahr,
dass Frauen Mütter sind, und Männer — Männer.

Baron.

So kränkt es Dich?

Vittoria.

Achselzuckend.

Du musst —

Baron.

Ich muss, Geliebte!
Sie sind mir auf der Spur. Aus Eifersucht
hat eine Frau —

Vittoria.

Lächelnd.

Ist eine Frau im Spiel?
So musst Du wirklich, Frauen sind gefährlich!
Man sagt's zumindestens. Ich war es nicht:
Dir nicht, dem alten Mann nicht, nicht dem Dritten.
Vielleicht auch bin ich keine rechte Frau.

Sie tritt ihm einen Schritt näher.

Weisst Du denn noch, wie über alle Maassen
achtlos, wie über Nacht Du mich verliessest?

Baron.

Nach den drei Tagen?

Vittoria.

O nein, der drei Tage
gedenk' ich nicht, der guten Zeit gedenk' ich,
und ihres doch für Dich so leichten Endes!

Baron.

Verlegen.

Du weisst nicht, wie das war.

Vittoria.

Ich weiss es nicht
und hab' es nie gewusst. Doch nun, mein Lieber,
erzähl' mir's nicht, denn nun ist nicht die Zeit.

Tritt ein wenig zurück.

Nun ist die Zeit, von unserm Kind zu reden.
— — Der alte Mann, bei dem ich lang gelebt —

Baron.

Der Fürst von Pallagonia?

Vittoria.

Diesen Namen,
der Dich und mich nicht kümmert, der auf Erden
nichts als den Deckel einer Gruft bezeichnet,
den wusstest Du, doch dass ein Kind, Dein Kind
aufwächst, ein lebend Kind von Dir und mir,
das hast Du nie gewusst! so leben wir!

Nach einer kleinen Pause.

Der alte Mann war gut. Mit wenig Kunst
konnt' ich aus ihm mir einen Vater machen.

Baron.

Mit affektirtem Interesse.

Er?

Vittoria.

Hat dies Kind gekannt und recht geliebt.
Ich hab' ihn sterben sehn. Die Güter kamen
an seine Neffen.

Sie tritt an die Wand links, schlägt einen Gobelin zurück und lässt ein tiefes geheimes Fach aufspringen.

Diese Edelsteine,
die er mich anzunehmen sterbend bat,
sind das Korallenriff im Meer gewesen,
daran sich mit der Zeit ein kleines Erbgut
für mein — für unser Kind von selber hing.

Baron.

Von selber?

Vittoria.

Ja, denn ich that nichts dazu,
als dass ich sang. Wofür sie mich bezahlten,
der Schatten war's, den meine Seele warf,
wenn sie die Flügel schwang, um Dich zu suchen.
Ich warf mein Netz nach Liebe, und ich zog's
mit einem Klumpen Gold empor. Allmählich
fand ich das Leben freundlich. Wie sie alle,
die Menschen, wie ein langer Maskenzug,
fast wie die Könige aus Morgenland,
die Gaben brachten für ein schlafend Kind,
an mir vorüberkamen und von allen
mir nichts zurückblieb, als dies viele Gold —

Baron.

So ist er reich?

Vittoria.

Lächelnd.

Wohl reicher als mein Mann.

Baron.

Der — ist der Dritte?

Vittoria.

Lässt das Fach wieder zuspringen.

Ja, der Dritte. Du
der Erste, warst mein einziger Geliebter:
doch weil das Leben Vater mir und Bruder
versagte, als ich hilflos war und klein,
so musst' ich sie im Leben suchen gehn
und fand zuerst den Einen, dann den Andern.

Sie zieht die Tapete wieder vor, tritt von der Wand weg.

Nun weisst Du Alles.

Baron.

Zieht einen Ring vom Finger.

Wenn Dein Sohn so reich ist,
so wird ihn dieser Ring des Steines nicht
und auch — des Gebers wegen nicht erfreun:
so gieb ihn Du, von der er alles hat,
dem Kind an seines armen Vaters statt!

Vittoria.

Du nennst Dich selber arm! Antonio, hör' mich:

Nimmt ihn bei der Hand.

Er, ich, dies alles ist doch Dein! Dein Ding!
Du bist sein Vater, ich gehör' zu ihm,
und er muss Dir —

Baron.

Schnell.

Vittoria! still, Vittoria!
Wir müssen still vorüber aneinander,
still wie die beiden Eimer in dem Brunnen,
der eine geht nach oben, der ist voll,
der leere geht nach unten in das Dunkel.

Vittoria.

Antonio!

Baron.

Ich bin heut nicht arm und morgen —

Vittoria.

Aengstlich.

Lieber!

Baron.

Gieb ihm den Ring und sag' ihm dies dazu:
er kommt von Einem, der mit tausend Armen
nach allen Freuden griff und wie ein Kind
mit allem wild zum Mund fuhr; der mit Lust
am Schein von Seifenblasen hing; der achtlos
ein wundervolles Herz hinfallen liess,
um eine liederlich geschminkte Maske
zu haschen; der des Lebens Sklave hiess,
nicht altern konnte, und — Dein Vater war!
Gieb ihm den Ring, und sag' ihm nichts dazu.

Er wendet sich zum Gehen.

Vittoria.

Wie, Du willst gehen und ihn auch nicht erwarten?
Es ist noch früh am Nachmittag!

Baron.

Sieht auf die Uhr, verlegen.

Verzeih,
ich hab' Verschiedenes zu ordnen, auch —
es wär' ein Augenblick, was macht der aus?

Vittoria.

So geh und ordne.

Sie läutet; an der Thür rechts vorne erscheint ein Diener.

Angelo, die Gondel
für den Baron!

Diener ab.

Wie Du sie verstehst,
die Kunst, die ich im Leben nie erlernt',
die Kunst, zu enden! Wer das kann, kann alles.
Ich fing was an, da war ich sechzehn Jahr,
und heute hat's kein Ende —

Baron.

Thut's Dir leid?

Vittoria.

Ich weiss nicht; geh.

Baron.

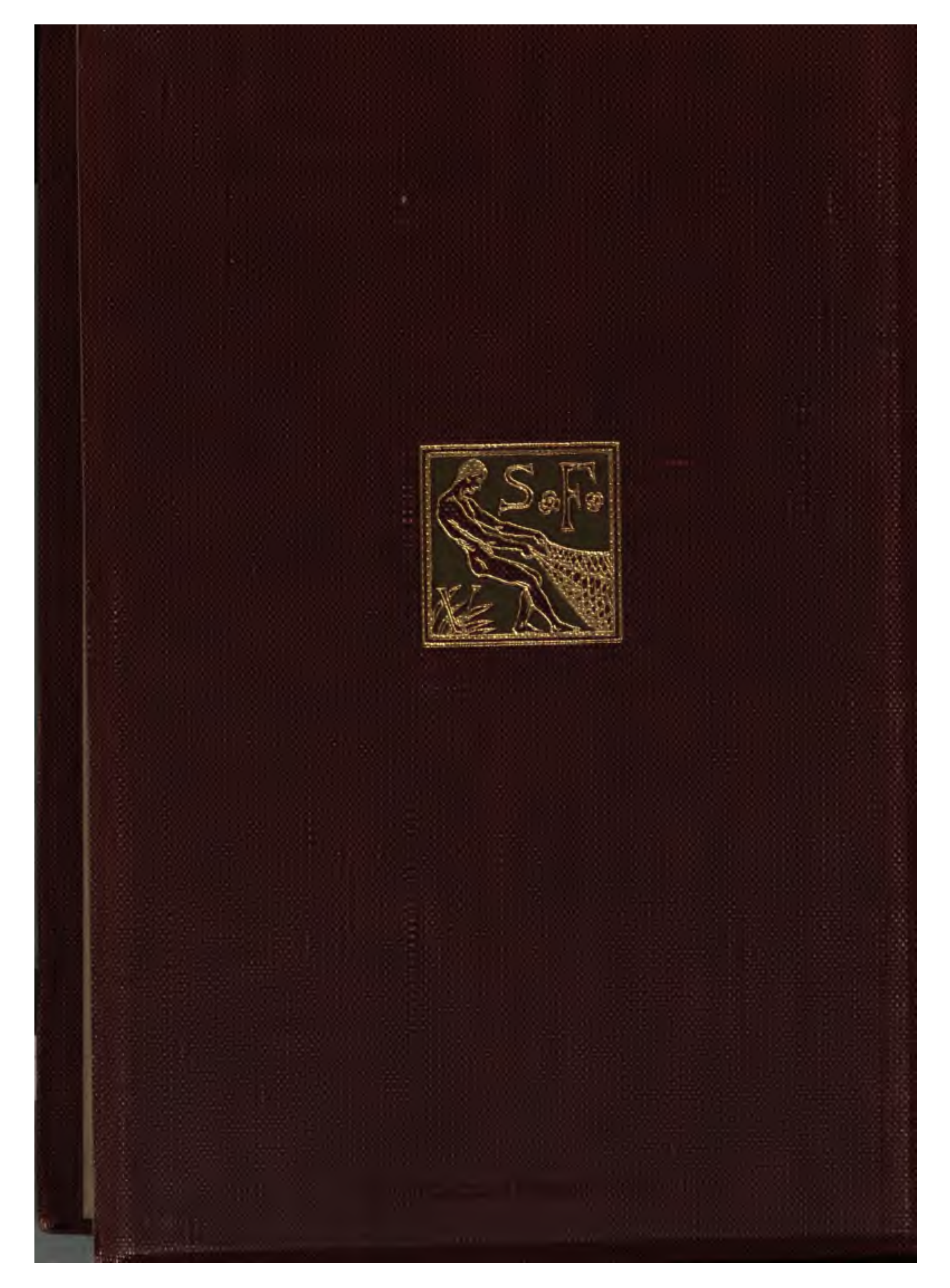
Leb wohl!

Vittoria.

Leb wohl!

Sie wendet sich noch einmal um, geht an ihn heran; mit veränderter Stimme.

Antonio, weisst Du, wie ich gestern Nacht
zu Dir kam? Nimm Dir's als Erinn'rung mit:
ich kam, so sehr die Sklavin eines Zaubers,
der von Dir ausging — und doch nicht von Dir —


S F